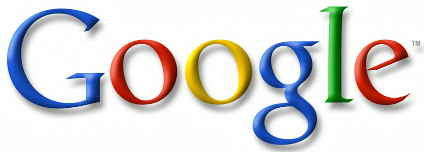
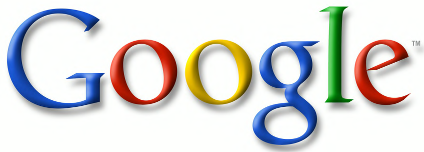
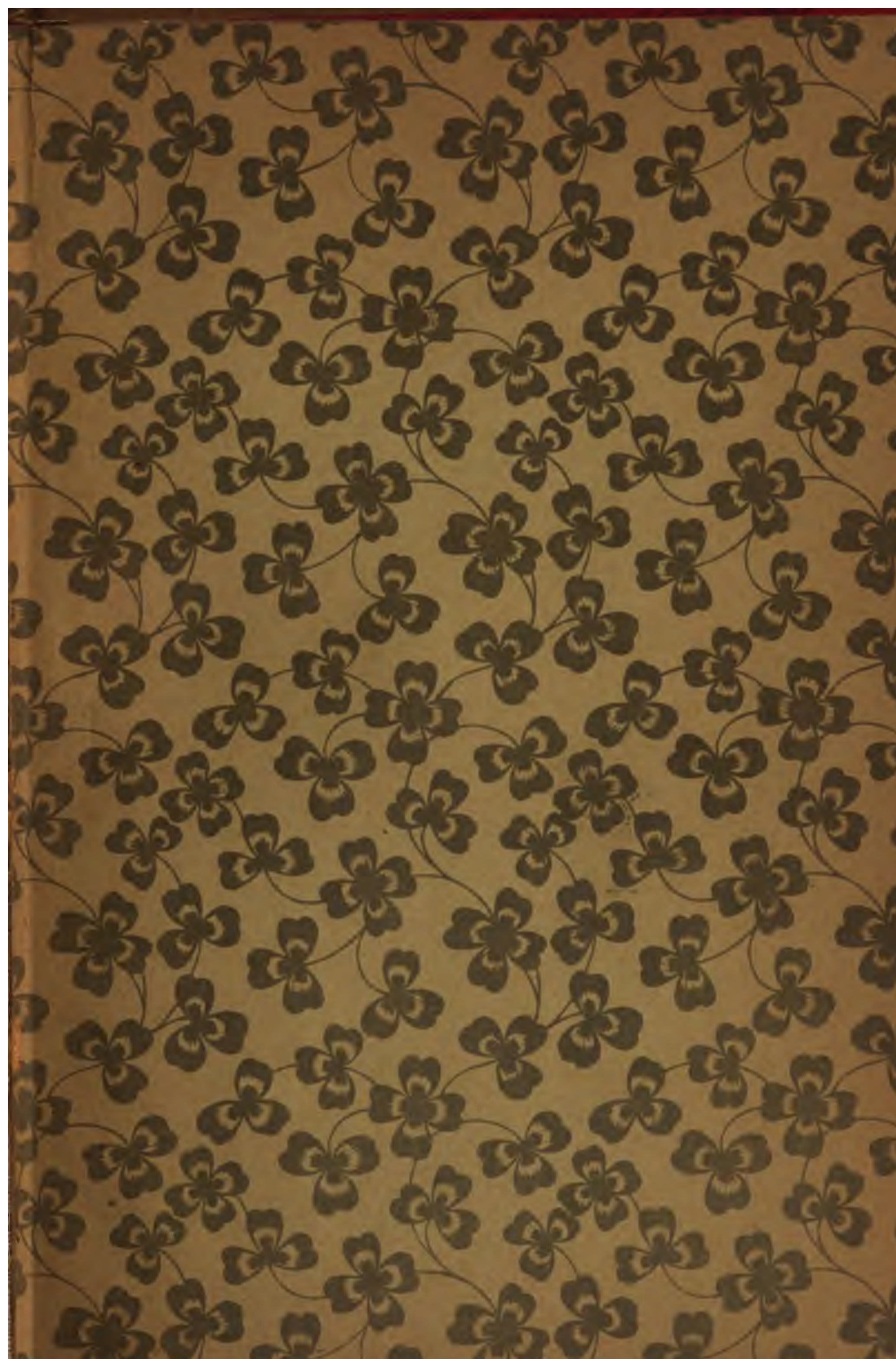



Google



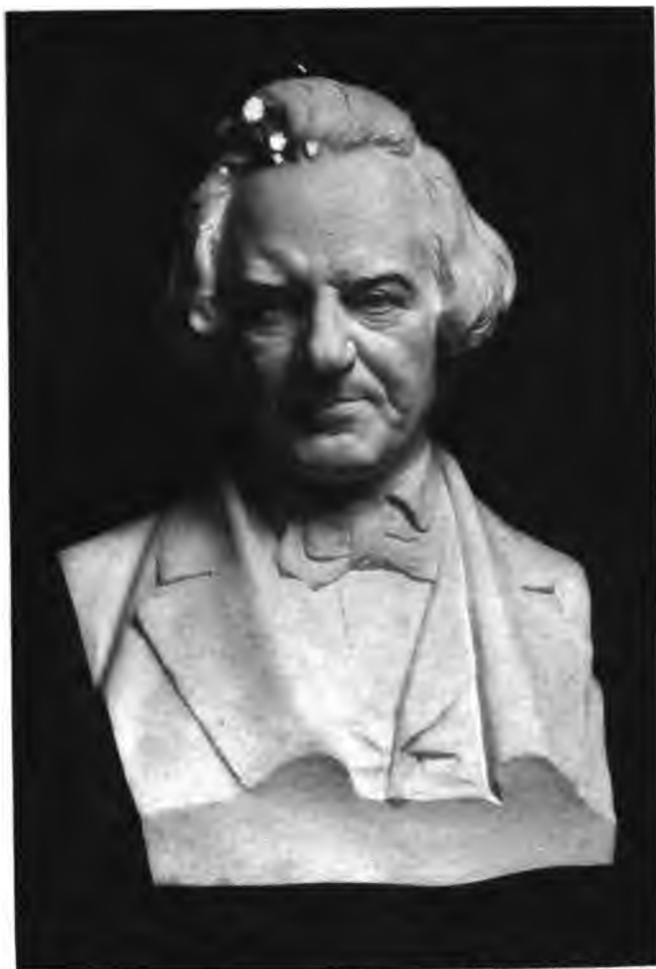

EDUCATION
ARY



Inhalt.



4-



KARL V. HASE.

Nach der Büste von Karl Seffner.

Karl von Hase
ein deutscher Professor

Von

Richard Bürkner

Mit 1 Bildniß in Heliogravüre und
8 Vignetten



Leipzig 1900
Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel

den Muth, den jungen Sohn in Altenburg zu lassen, wo er von Ostern 1813 an das Gymnasium besuchte. Er wohnte für jährlich acht Thaler bei voller häuslicher Freiheit bei bürgerlichen Familien, wo er ein Dachkämmerchen hatte und in der Familienstube einen Tisch und Stuhl; zuerst bei einem Gensdarm, dann bei einem Klavierlehrer, nachher mit noch einem Schüler bei einem Fleischer, in dessen Stube zwar die Wurst gehackt wurde, bei dem aber auch schöne Markknochen zu Fleischbrühe abfielen. Als er Michaelis 1813 mit noch zwei Schülern im Häuschen eines Schusters sich Stube und Dachkammer gemiethet hatte, wurde ihnen, als vor der Schlacht bei Leipzig die Stadt voll Russen lag, Einquartierung von zwei Soldaten angesagt, deren Ernährung ihnen doch so unmöglich erschien, daß sie kurzweg ihre Wohnung verließen und in die Heimat davon liefen. Nach seiner Rückkehr ergriff den Knaben ein schleichendes Nervenfieber, das ohne Krankenlager und Arzt überwunden wurde; dem Genesenden hat es dann aber einige Noth gemacht, den frischen Appetit zu befriedigen.

Ein Stipendium der verwitweten Gräfin von Schönburg als Grundherrin von Penig, deren Sohn in den Schulferien Karl's Spielkamerad war, im Betrage von 50 Thalern für die Zeit seiner Studien ausgesetzt, half bei den einfachen Altenburger Zuständen bestens zum Unterhalt, wozu noch der Lohn für ertheilten lateinischen und griechischen Privatunterricht in einem Privatinstitut kam: für die Stunde 18, für die bloße Aufsichtsstunde 6 Pfennig. Die Ferien verlebte er in Penig, wo nun erst sich die innigen Bande mit Mutter und Schwestern knüpften, die der Kinderzeit gefehlt hatten, und in dem nahen Glauchau, hier im Hause einer verheiratheten Tochter seines ehemaligen Pflegevaters Dienemann. Ein enger Freundschaftsbund umschloß ihn mit zwei Mitschülern, Ferdinand Herbst und Robert Müller; der erstere schon damals Vater Herbst genannt, von ernstem, sinnigem Wesen, der zweite ein munterer Junge, zu frohen oder thörichten Streichen allezeit wohl aufgelegt, und an denen hat im Jugendübermuth der begabte und lebhafte Karl gern theilgenommen. Ihre Losungsworte schnitten sie in feierlicher Stunde in einen jungen

Baum, jeder nach dem ersten Buchstaben seines Namen: Fides — Constantia — Robur, Glaube — Standhaftigkeit — Kraft, für: Ferdinand, Carl, Robert. Davon schrieb nachmals der Greis: „Ahnungsvoll hat sich's erfüllt in unserem Leben. Für Vater Herbst lag die Entscheidung im Glauben, in der Ueberschwenglichkeit seines Glaubens, der ihn zur katholischen Kirche geführt hat*. Robert ist am Uebermaß seiner Kraft uns verloren gegangen**. Ich aber durfte wohl mein Leben in seiner stetigen Entwickelung durch die Beständigkeit bezeichnet achten, abgesehen davon, daß mir Constanz noch besonderes Glück gebracht hat."

Der drei Verbundenen Meinung ist damals gewesen, die freie ästhetische Weltansicht der Griechen mit christlicher Andacht und treuem deutschen Sinn zu vereinigen zu einer naturgemäßen vollen menschlichen Bildung, das freilich etwas unklar mit jugendlicher Schwärmerei und mit nicht ungesundem Ehrgeiz vermischt. Dabei wurde ernst und mit Lust gearbeitet, vor Allem bei dem würdigen Direktor Kirchenrath Matthiae, bei dem die drei Freunde schließlich auch Wohnung genommen hatten. In den oberen Klassen zeigte sich bei Karl bald eine besonders hohe geistige Begabung, besonders im Verständniß der alten Tragiker und der großen Dichter der neuen Zeit; und wie die Lust zur Poesie erwacht war, so wurde dem Jünglinge bald Alles zum Gedicht. Vieles waren kleine Gelegenheitsgedichte, doch ging sein eigentliches Absehen auf die Tragödie. Sein erstes Stück war ein „Koriolan", später verfaßte er ein Schauspiel aus der niederländischen Geschichte „Die Wage", das Müllner, der Dramatiker und Kritiker jener Zeit, nicht ungünstig beurtheilt hat. Beim Schulactus am Jubelfeste der Reformation 1817 wurde ihm ein deutsches Gedicht zur Feier Luther's übertragen; er hat es mit der Lutherliebe verfaßt, die ihm zeitlebens eigen geblieben ist und die ihn oft genug getrennt hat von dem, was sich gern Lutherthum nannte.

* Und in der er nachmals Priester wurde, als Pfarrer der schönen Aukirche in München wiederholt von Hase besucht.

** Er ist nach einer brausenden Jugend außer Landes gegangen und verschollen, jedenfalls früh und ruhmlos untergegangen.

Bei der Wahl des zukünftigen Berufes hat er lange geschwankt zwischen Jurisprudenz und Theologie. Das Gewicht der ersteren lag im Vorbilde und im Zureden seines Pflegevaters, der des Juristen Bildung, Beruf und Ruhm vor dem des schlichten Landpfarrers lockend zu schildern wußte; die natürliche Neigung gehörte mehr der Theologie d. h. eben dem Leben eines solchen Landpfarrers, und doch auch ohne besondere Begeisterung, wie es so bei dem Sohne eines alten Theologengeschlechts wie von selbst entstehen mochte. Heiße religiöse Kämpfe, die manches jugendlich strebende Herz durchwogten, sind in ihm nicht zu verspüren gewesen. Er fand seine Natur gleich so angelegt, daß sie eine mächtige Zeitströmung der Zukunft schon in sich tragend, wenn auch in Zeiten großer Geisteskämpfe davon nicht unberührt, doch im innern Frieden sich gleichmäßig zu ihrer Bestimmung entwickelte. Er war nicht in hochkirchlichen Gefühlen und Formen erzogen, doch in frommer christlicher Sitte. Sein Denken über die großen Gegenstände des Glaubens hatte sich ihm ungehemmt entwickelt, und nach einem kurzen Zweifel in der Konfirmationszeit über das Abendmahl hat er sich immer heimisch im Christenthum gefühlt nach seiner milden menschlichen Seite hin. Noch aus der ersten Zeit seines Tagebuches, das er am 9. Juni 1817 begonnen hatte mit der Absicht, als eine Ohrenbeichte vor ihm selbst sich kennen zu lernen, findet sich zu dem Tage, als das Gymnasium gemeinsam zum Abendmahl ging, bemerkt: „Wie muß ich Gott danken, daß ich ein Christ bin, und geboren in dieser Religion, die allein den Menschen mit den Menschen, mit der Natur und mit Gott versöhnt."

Dr. Dienemann's väterlicher Einwirkung nachgebend, hat er sich in Leipzig, nachdem er 1818 als Primus des Gymnasiums seine Schülerlaufbahn vollendet hatte, als Student der Rechte einschreiben lassen, wiewohl ihm gerade damals durch die aushelfende Arbeit in der Expedition seines Pflegevaters die Juristerei schon gründlich verleidet worden war, und mit dem festen Willen, Theologie zu studieren.

Der junge Student bezog zunächst die „Finkenburg" im alten Paulinum, wo er für zehn Thaler jährlich mit einem älteren Studenten zusammen ein sonnenloses Stübchen nebst Kammer bewohnte. Da er nur auf die 50 Thaler der Schönburg'schen Zuwendung angewiesen war, hat er anfangs Armuth und Hunger reichlich kennen gelernt, doch seine frische Laune sich dadurch nicht verkümmern lassen. Auch hat er später in ein freundlich nach dem Garten gelegenes Zimmer ziehen können, ein königliches Stipendium von 30 Thalern jährlich bekommen, und viel freien Tisch erhalten im Konvikt und bei befreundeten Familien. Honorar für Vorlesungen hat er nie zu zahlen gehabt.

Zeitlebens ein rechter Frühaufsteher hat er sein Tagewerk im Sommer zumeist nach 3, im Winter nach 4 Uhr begonnen, und so eifrig war er im Abhärten des Körpers, daß er nicht nur fleißig focht und turnte, sondern auch eine Zeitlang neben dem Bett auf dem Boden schlief, den Kopf auf einer umgelegten Stuhllehne lagernd.

Die Vorlesungen besuchte er wenig; der gute Wille kam gewöhnlich nicht über den Anfang seiner Verwirklichung hinweg. Doch sind ihm einzelne Professoren sehr werth gewesen, und Winer's Dogmatik hat er emsig gehört.

Um so fleißiger war er daheim. Er hatte sich stolze Ziele gewählt und schrieb in sein Tagebuch: „Dichter, Philosoph und Theolog, alle drei wollen ja eigentlich Eins, nur auf verschiedene Weise, Lebensherrlichkeit, Wahrheit und Frieden der Welt zu bringen." Das Dichten hat er dann freilich bald als eigentlichen Beruf aufgegeben, wiewohl ihm allezeit die Verse leicht aus der Feder flossen und es auch nie gebrach an Schwung der Phantasie und an stimmungsvollen Gefühlen, die nach dem Wortausdrucke riefen. Aber die philosophischen Studien trieb er dauernd mit Eifer. Sie begannen mit Krug's „Fundamentalphilosophie" und führten rasch zu Kant, dessen „Kritik der reinen Vernunft" mit ehrfurchtsvoller Scheu studiert wurde, wovon sorgfältige lateinische Auszüge Zeugniß ablegten; dann seine anderen Werke. Danach Fichte und Schelling. Diese und andere philosophischen Studien füllten eine lange Zeit und wollten sich schließlich zu einer eigenthümlichen philosophischen Anschauung gestalten, welche nieder-

geschrieben wurde als „Andeutungen zu einer auf das Kantische System gegründeten Harmoniologie“. Dann kamen staatsrechtliche Forschungen an die Reihe, mit Macchiavell anhebend alle Hauptwerke über Politik, Staatsrecht und Staatswissenschaft, die unverdrossen nach einander gelesen und im Auszuge aufbewahrt wurden. Schließlich wurde deutsche Geschichte getrieben, zuerst nach einem alten Werke von Schmidt, dann beeinflußt von Arndt und Fichte, so daß die Gedanken über Recht, Staat und Vaterland bald zu einiger Klarheit gediehen.

Dabei wurde doch die Theologie nicht vernachlässigt, wenn sie auch erst in zweiter Linie stand; dogmatische und exegetische Studien wurden getrieben. Schon am Ende des ersten Semesters hat der damals noch als Jurist inscribirte Student gepredigt, in Dölzig bei Leipzig, wo ihm das Pfarrhaus befreundet war; um zu sehen, wie er das lernen könne und wie das ihn anspreche, was er so gar nicht verstand, und darum nur gehörte Predigten nachahmend. Doch hat er in rechter Bewegung dem Tag entgegengesehen, wie aus einem Brief an seine Mutter vom 17. März 1819 hervorgeht: „Wenn Sie, liebes Mutterchen, heut über 8 Tag zu Mariä Verkündigung mit meinen guten Schwestern bei Ihrem freundlichen sparsamen Mittagsessen sitzen, sprechen Sie zu ihnen: Heut hat unser Karl auch das erste Mal gepredigt. Schließen Sie mich, gute Mutter, an diesem Festtag meines Lebens mit in Ihren Morgensegen ein, thun Sie's doch wohl so manchmal. Haben Sie keine Sorge um mich, ich habe auch keine, aber eine rechte fromme heilige Freude geht durch mich, wenn ich an den schönen Tag denke (es ist auch der Geburtstag unseres Franz [des Bruders]), wo ich zum ersten Mal vor der Gemeinde Jesu das Wort der Liebe verkünden werde, wenn ich denke, wie mein Vater und Großvater auch als kräftige Jünglinge zum ersten Mal Gotterfüllt die heilige Kanzel betraten, und nun ihr ganzes segensreiches Leben dem göttlichen Amte widmeten, bis der Herr, dessen Lehre sie auf Erden seinen Kindern predigten, sie zu sich rufte, und nun der Segen der frommen Männer noch auf ihren Kindern ruht. O wahrlich, es ist des Menschen höchster und schönster Beruf, der Vater und Engel seiner kleinen Gemeinde zu sein, die

Herzen der Fröhlichen zu Gott zu lenken, Weinende zu trösten, Liebende zu segnen, Sterbende zu weihen, Menschen zu retten und zum Himmel zu führen. Diesem Gottesrufe ist mein Leben geweiht, allein darin finde ich Freude und Frieden, ich werde dabei nicht Ehre und Gut erwerben, aber genug, um zufrieden zu leben und Ihre alten Tage, gute Mutter, zu erfreuen und fromme, glückliche Menschen um Euch her zu machen. Während meines Aufenthalts bei Ihnen will ich auch einmal in Steinbach predigen und das Andenken meines redlichen Vaters feiern."

Er hat für sich selbst mit rechter Andacht geredet, den Versuch aber sobald nicht wiederholt, da ihn bald die Theilnahme an der allgemeinen deutschen Burschenschaft ganz in Anspruch nahm.

Die Burschenschaft, 1815 gegründet und rasch auf den meisten deutschen Universitäten verbreitet, wollte sämmtliche ehrenhafte Studenten in ihr Recht aufnehmen, den Gegensatz der einzelnen Landsmannschaften, ja der Konfessionen zu überbrücken, und eine Einheit aller Hochschulen darstellen. Sie hatten den von Jena ausgegangenen Wahlspruch angenommen: Ehre, Freiheit, Vaterland; wozu man denn in Leipzig in stilistisch nicht ganz reiner Zusammenstellung den lieben Gott vorgesetzt hatte: Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland. Das sollte auf den christlichen Grundcharakter der Verbindung hinweisen, wie denn die ganze Genossenschaft jeweils auch zum heiligen Abendmahle ging. Als Zweck war in der Leipziger Urkunde angegeben: „Volksthümliche Ausbildung für den Dienst des Vaterlandes, Aufrechthaltung und Beförderung der Gerechtigkeit, Sittlichkeit, Ruhe und Ordnung, sowohl in Beziehung auf die inneren Verhältnisse der Burschenschaft unter sich, als auf die Verhältnisse zu den bestehenden Behörden und zu allen Nichtstudierenden."

Das Wartburgfest hatte damals schon eine mächtige Partei gegen die Jugend aufgereizt, doch hatte die Burschenschaft als solche nichts unmittelbar Politisches an sich; nur daß ihre Mitglieder in der frohen Hoffnung lebten: von ihnen, die sie nach wenig Jahren die Staaten und die Herzen lenken würden, werde der Sieg gesetzlicher Freiheit und die wahre Einigung des deutschen Volkes ausgehen. Dabei hat das gesucht altdeutsche Wesen in

seinen Uebertreibungen auch manche Lächerlichkeit gezeitigt, doch ist es von seinen Trägern als ein ideales Jugendleben gefühlt und geschildert worden. Etwa 300 bis 400 junge Leute gehörten in Leipzig dem Bunde an.

Hase wurde bald in den Vorstand gewählt und darin zum Führer der auswärtigen Angelegenheiten. Da die Karlsbader Beschlüsse die Burschenschaft verboten hatten, die vor Allem erstrebte Verbindung der Hochschulen dadurch also vereitelt war, erbot er sich, dem die Reiselust im Blute lag, auf seine Hand die südlichen und rheinischen Universitäten zu besuchen, um für den Herbst einen allgemeinen Burschentag nach Dresden heimlich zusammenzurufen. So traf eine burschenschaftliche Unternehmung mit einer alten Sehnsucht nach dem Süden und dem Vater Rhein zusammen, und der junge Bursch machte sich, nachdem er das Reisegeld durch Verkauf und Versetzen fast alles seines Besitzthums mühsam zusammengescharrt hatte, auf die Wanderschaft. Durchs Osterland und Voigtland war's eine Freundes- und Vetternstraße; dann immer zu Fuß mit dem leichten Ränzchen auf dem Rücken, auch meist allein bis auf das Geleite ein Stück Wegs von den Universitäten aus, ging die Frühlings-Wanderung in echter goldener Jugendlust nach Erlangen und Tübingen, den Neckar herab nach Heidelberg, von Mainz zu Schiff nach Bonn, von Bonn bis zum Kölner Dom, dann wieder rheinaufwärts nach Frankfurt, durch den Spessart nach Würzburg, über den Thüringer Wald nach Jena und zurück nach Leipzig. Am Rhein, wo so viel zu genießen war, war bereits das letzte Goldstück aus seiner ledernen Hülle geschält, und so begann der jugendfrohe Wanderer als Bettelstudent die Pfarrer zu besuchen, katholische wie protestantische, und hat auch da keine Noth gelitten.

Sich genügen lassend mit Allem, was Gott im Frühling geschaffen, war er vorübergegangen an Allem, was Kunst und Wissenschaft auf diesem Wege geboten hätte. Doch hat er in Stuttgart die berühmte Sammlung Boisserée's geschaut; in Bayreuth ist er an die Stätten gepilgert, die ihm durch seinen Halbgott Jean Paul geweiht waren, den selbst zu besuchen er doch nicht den Muth fand; in Jena hat er eine Vorlesung bei Fries gehört und

den 18. Juni mitgefeiert als heimliches Fest der aufgelösten Burschenschaft.

Bald nach dieser herrlichen Rundreise unternahm Hase einen neuen Spaziergang, dieses Mal nach Berlin; wiederum zu Fuß, nur ein Taschentuch im Rock. Dort hat er Hegel gehört und den Berliner Genossen den Auftrag gebracht, die Botschaft nach Breslau und den nordischen Universitäten weiter zu geben.

Auch in Leipzig war die Burschenschaft verboten, doch wurde dessen nicht groß geachtet. Man trug öffentlich das schwarz-roth-goldene Band, bei akademischen Feierlichkeiten den deutschen Rock mit der dreifarbigen Schärpe und dem befiederten Barett. Jedermann kannte das Burschenhaus, in dem die vielverzweigte Verbindung offen tagte bald zu frohen Trinkgelagen, bald zu ernsten Versammlungen. In dieser Zeit hielt auch Hase 1820 seine Ansprachen, zwölf „Reden an die Jünglinge der freien Hochschulen Deutschlands", gegen die herrschende Unfreiheit und Zerspaltung für ein freies und einiges Vaterland, die Jugend als die Herrscher der Zukunft mahnend, daß sie lebensfroh, aber auch todesmuthig ihrer großen vaterländischen Aufgaben sich würdig mache. Diese Reden, in flammender Begeisterung und erstaunlicher Redekunst, wenn auch nicht ohne Ueberschwang des Pathos gehalten, sollten öffentlich verbreitet werden. Der erste Bogen war schon in Straßburg gedruckt, da hat die Obrigkeit das Unternehmen vereitelt. Als Hase sehr viel später die Handschrift zurückerhielt, wollte ihm das Werk zur Veröffentlichung nicht mehr genügen. Doch sind die Reden nachmals mit Recht in seine gesammelten Werke aufgenommen worden (Band 12), als so recht eigentlich das Buch der alten Burschenschaft. Sie haben politisch nichts gefordert, das nicht bereits als anerkanntes Recht oder als berechtigte Sehnsucht aller freisinnigen Parteien gegolten hätte.

Zum heimlichen Burschentage ging Hase mit den beiden alten Freunden Herbst und Müller. In Dresden hat man in idealer Jugendbegeisterung und heißer Sehnsucht nach dem einigen Vaterlande etliche Tage dem Polizeiamt fast gegenüber getagt und dabei mit Absicht und Lust ein munteres Studentenleben geführt, das über jeden Verdacht geheimen Verbindungswesens erhaben war.

Nach der Rückkehr wurde Hase der Sprecher seiner Burschenschaft und hatte als solcher Vielerlei zu thun bei der Auseinandersetzung mit den Landsmannschaften, mit denen ein studentisches Verhältniß anstatt der bisherigen gegenseitigen Nichtachtung angebahnt werden sollte. Da hat sich der Einfluß seiner geistigen Ueberlegenheit oft als ein sehr gewichtiger, vielfach mäßigender geltend gemacht. Doch bot die Polizei nur zu bald dem Treiben ein Ende. Zuerst erhielt Herbst Stadtarrest, dann wurden Hase und er aufs Karzer gebracht, wo denn Weihnachtszeit und Jahreswechsel in einsamer Haft verlebt wurde, in der Stimmung, die das Tagebuch ausspricht: „Es ist das erste Opfer, das ich der guten Sache bringe, und ich denke, es soll nicht das letzte sein, darum bring' ich's mit heiterm Muthe. Aus meiner schönen Bahn bin ich wahrscheinlich herausgerissen, doch mein Vaterland ist groß, nur um die Mutter ist mir's leid, tröste sie Gott!"

In der unfreiwilligen Muße wurde Allerlei geschrieben, vor Allem auch ein humoristischer Reisebericht über die schöne Lenz- und Rheinfahrt. Fast zwei Monate dauerte die Haft; dem Befreiten war es seltsam genug, als er mit unsicheren Knieen seine Stube wieder betrat, in der die Blumen erfroren waren, die er so gern gepflegt hatte. Die Untersuchung währte noch eine Weile und endete erst am 3. April 1821 mit dem Consilium abeundi wegen Theilnahme an unerlaubten Verbindungen, also mit dem Rath, die Universität Leipzig zu verlassen, der freilich binnen 24 Stunden befolgt werden mußte.

Daheim schloß er den zweiten Band des Tagebuchs, überschrieben „Burschenleben" mit der Betrachtung: „Theure Hoffnungen sind vergangen als schöne Träume, weder in Kunst noch in Wissenschaft bin ich zu dem geworden, was ich erwartete: doch bin ich getrost in der Ueberzeugung, daß mein Leben eine Richtung genommen hat, in der ich würdig leben und sterben kann. Dieser Zeit können nicht Stubengelehrte helfen, sondern Männer, weise und selbständig durch die Wissenschaft, vielleicht auch durch sie angesehen im Volk, aber nicht minder thatkräftig im Leben .... Viele frohen Stunden liegen hinter mir, und liebe Genossen lasse ich zurück, die meiner gedenken werden. Mein Herz

aber gehört dem Vaterlande. Unser schönstes Glück ist nur ein Traum! das war das Gefühl, mit dem ich einst von dem Orte früheren Jugendglücks schied. Ich glaube noch immer an diesen Traum, aber ich glaube auch, daß jeder große Gedanke, jedes hohe Gefühl und jede schöne That eine Wahrheit ist und bleibt auf ewig."

Noch am Schluß des Semesters hatte Hase in Schönefeld bei Leipzig gepredigt; in der Heimat hielt er nun die Charfreitagspredigt in Steinbach über den Spruch: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibt in Segen" (Sprüche Sal. 10, 7), dabei die eigentlichen Festgedanken begreiflicherweise verknüpfend mit den naheliegenden Empfindungen des Sohnes, dem die alten Leute dann die Hand drückten in Erinnerung an den alten Pfarrer.

Die Lust an süddeutschem Wesen, die dem Studenten bei der vorjährigen Wanderung gekommen war, zog ihn jetzt nach Erlangen, wo denn freilich bei bescheidenster Barschaft wieder nur ein etwas kümmerliches Leben geführt werden konnte, zumal als plötzlich die Schönburg'schen Zuwendungen aufhörten und nun allerlei Kredit in Anspruch genommen werden mußte. Doch ließ sich's thatsächlich dort gar billig leben, und Hase verstand diese Kunst gründlich.

Mit Eifer wurde das theologische Studium wieder aufgenommen, und zwar zunächst die Kirchengeschichte, die bis dahin seltsamerweise ganz vergessen gewesen war. Besonderen Einfluß gewann Heinrich von Schubert, Professor der Naturgeschichte, einer der Stillen im Lande von mystisch-pietistischer Richtung, doch auch von heiterstem Humor und grenzenloser Gutmüthigkeit. Die Berühmtheit der Universität war Schelling, zwar nur als Gast anwesend wegen seiner Gesundheit, doch in jedem Semester kurze Vorlesungen haltend, die dann etwas staunend und unverstanden gehört wurden. Er stand damals zum zweiten Male auf der Höhe seines Ruhms, dessen gewiß, daß sein System die reife Frucht der ganzen philosophischen Entwickelung darstelle und daß er die Geheimnisse des Universums zu offenbaren verstände.

Die Griesbach'sche Ausgabe des Neuen Testaments wurde mit weißem Papier durchschossen und mit einer Art Kommentar in lateinischer Sprache versehen, gedacht als später vermehrt ein Schatz für das pastorale Leben zu werden. Denn die Lust wuchs über dem theologischen Fleiße, das Wort vom Reiche Gottes zu verkünden, und zwar wie das Tagebuch es ahnungsvoll ausdrückt: „Es scheint die aus meinem Charakter hervorgehende Bestimmung zu sein, den Rationalismus mit dem Schwunge der Phantasie und mit der Wärme des Herzens zu verbinden." Daneben wurde emsig hebräisch getrieben, vor Allem aber in frühesten Morgenstunden die Dogmatik gründlichst studiert. Die Bücher von Ammon, Bretschneider, Wegscheider und Schleiermacher dienten als Unterlage einer eigenen „Glaubenslehre", die eifrig und ohne Unterbrechung niedergeschrieben wurde, zunächst mit der Absicht, selbst klar zu werden, dann in dem wachsenden Gefühl, daß der junge Theologe eine Dogmatik zu schreiben so gut den Beruf habe wie jene Anderen, zumal er neben der klaren Vernunft noch den Tiefsinn der alten Kirchenlehre und die geschichtlichen Thatsachen des Christenthums zu ihrem Recht kommen lassen wollte. In solcher ernster Thätigkeit ging er allgemach dem Examen entgegen.

Dabei kam doch das fröhliche Burschenleben nicht zu kurz. Das studentische Treiben in Erlangen war überaus traulich, und neue Jugendfreundschaften mit tüchtigen Naturen spannen sich rasch an. Auch wurde nun der altdeutsche Rock angelegt, den in dem feinen Leipzig zu tragen der rechte Muth gefehlt hatte. Doch statt des Baretts zierte das Haupt ein rothes Käppchen mit Goldborte, unter dem dann freilich das etwas widerspenstig lockige Haar nicht so schön glatt gescheitelt herabhängen wollte, wie es wohl Wunsch gewesen wäre.

In die Burschenschaft, die verboten, aber geduldet war, wie in Leipzig, trat Hase selbstverständlich sofort ein. In harmloser Heiterkeit gründete er in ihr mit den Freunden einen Scherzstaat, mit allen möglichen Reichs- und Hofämtern bis herab zum Reichsbettler und Reichsbettelvoigt, ihn selbst wählten die sieben Kurfürsten zum Kaiser: und als Kaiser Karl der Rothbart ist er so in Erlangen bekannt gewesen und geblieben, so daß er noch

1843 beim Universitäts-Jubiläum als „der Kaiser“ begrüßt und bejubelt worden ist. Als solcher hat er allerlei Maskeraden, wie Krönungsfeste, Reichstage und Revolutionen mit gefeiert, und diese Würde bot auch die Veranlassung zu seinem ersten gedruckten Werke: Hase's lustige und vielfach witzige Beschreibung eines solchen Festzuges nach Bubenreuth ist auf Wunsch der Nürnberger Zuschauer und Erlanger Bürger in Bayreuth gedruckt worden und hat reißenden Absatz gefunden. F. v. Hoffstadt hat ihn damals gezeichnet in der kaiserlichen Rüstung mit dem goldenen Vließ und dem Barett, ein Bild, das noch vorhanden ist und hinter der Maskerade doch das geistvolle Auge zeigt.

Der Reiselust wurde nachgegeben in einer Wanderung nach München und Tirol bis Bozen, wo dann freilich eine schon alte Sehnsucht mächtig schwoll, als an einem Straßensteine zu lesen war: „Weg nach Italien“, und die Reise doch wieder dem Norden zugehen mußte. Im Hause des Sandwirths zu Passeier, wo die Witwe Hofer's und seine jüngste Tochter Nannele noch lebten, wurde gerastet in innigem Gefühle der Ehrfurcht vor dem schlichten Bauer, der mit seinem Volke sich als Erster dem Kaiser von Europa entgegengestellt hatte.

Auf dieser Reise hatte einer der vier Genossen etwas vom „Jugendbund“ verlauten lassen. Halb ins Geheimniß gezogen, wäre es dem eifrigen Burschenschafter als Kleinmuth erschienen, wenn er der Aufforderung, dem Bunde beizutreten, ausgewichen wäre. Gegen einige Satzungen zwar sprach er sich von vorn herein entschieden aus, über die sollte in der nächsten Versammlung verhandelt werden und, wenn deren Beseitigung nicht zu erreichen wäre, der Austritt ihm freistehen; denn daß er in keiner Lage des Lebens zum Verräther werden würde, wußten die Freunde. Und so ist er denn bald ausgetreten, weil er wohl die öffentliche Freiheit über Alles liebte, aber ein Feind aller gewaltsamen Revolution war.

In die Zeit des Erlanger Aufenthalts fiel jener berühmt gewordene Auszug der Studentenschaft. Es waren zwischen Bürgersöhnen und Musensöhnen allerlei wüste Schlägereien vorgekommen, mit der Schuld auf beiden Seiten. Zur Herstellung

der Ordnung war Militär herbeigezogen worden. Darüber erzürnt zogen die Studenten davon nach Altdorf, wo einst die Universität der Reichsstadt Nürnberg gewesen war. Unter die Vertreter der Studenten, welche die neue Gelehrtenrepublik regieren und mit dem Erlanger Senat die nöthigen Verhandlungen betreiben sollten, wurde auch Hase gewählt, und er hat auch diese Vertrauensstellung mit Ueberlegenheit und Geschick auszufüllen gewußt. Es gelang ihm unschwer, unter der munteren unbeschäftigten Jugend acht Tage lang leidlich gute Ordnung zu halten, und auch seine Bemühungen, den Friedensschluß mit den Behörden zu erlangen, wurden mit schönem Erfolge gekrönt.

So konnte er die Studentenschaft beim Hörnerklang der Nürnberger Postillone wieder heimführen an der Spitze von 87 Wagen und 20 Reitern, vor dem Thore erwartet von einer Abordnung des Senats, und in den Straßen mit Blumen und Kränzen begrüßt. Auf dem Markte brachte er inmitten der akademischen Schar das erste Hoch aus auf König, Vaterland und Konstitution. Als dann zwischen Stadt und Universität ein Streit darüber ausbrach, wer die Kosten tragen müsse für die requirirte Soldateska, hat man sich dahin verglichen, einen halben Pfennig auf die Maß Bier zu legen; und Bürger und Studenten haben sich gleichmäßig beeifert, die Schuld so abzutragen.

Das letzte Semester erhielt noch seine besondere Freude durch Vater Herbst, der inzwischen in Göttingen und Jena gewesen war, nun aber mit dem alten Jugendfreunde noch einmal zusammenleben wollte. In einigen kleinen Gartenhäuschen auf dem Altstädter Berge haben da etliche gute Gesellen mit einander gehaust, fröhlichen Sinnes und doch der Arbeit fleißig ergeben. Doch wurde das Bergstillleben durch die Obrigkeit gestört, die eine langwierige Untersuchung begann wegen der Theilnahme am Dresdner Burschentage, die auf unerklärliche Weise herausgekommen war, und wegen starken Verdachts, an der Spitze der seit 1820 aufgehobenen Burschenschaft gestanden zu haben. Als so in Hangen und Bangen der Schluß des Semesters herankam, wurde das alte Reich auf einem letzten Hoftage feierlich begraben, dann wurde Abschied genommen von den Burschen mit dem Dank und Zeugniß, was die Burschen-

schaft, die nimmer aufhören möge dem Vaterland Männer zu senden, an ihm gethan, „daß ich nun weiß was ich will und will was ich kann".

Am 21. August 1822, als Hase sich gerade zum theologischen Examen für den 9. Oktober vorbereitete, wurde ihm als Urtheil seine Entlassung von der Universität eröffnet, binnen 8 Tagen auszuführen. Am 27. August hielt Schelling die letzte Vorlesung, und schloß in erhebenden Worten über die Bedeutung des akademischen Lebens, und wie Alles, was sich nachmals im Leben entwickle, da mindestens die Knospe der Ahnung treibe. Am nächsten Tage zog der Student von der Hochschule, ein langer Zug von Wagen und Reitern folgte ihm zum Geleite bis Streitberg. Man trank ihm den Abschiedstrunk zu und sang die Lieder von Scheiden und Meiden, und die Sonne war schon im Untergehen, als er einsam weiter zog.





II. Akademische Anfänge.

Am 9. Oktober 1822 bestand Hase vor dem Oberkonsistorium in Dresden das theologische Examen — damals nur eine mündliche Prüfung in lateinischer Sprache — nicht schlecht, aber auch nicht ausgezeichnet. Darauf hielt er in der Hofkirche die Examenpredigt über des Paulus Rede in Athen (Apostelgesch. 17) mit dem Thema: Wo sollen wir Gott suchen? in der Natur, in der Geschichte, im eigenen Herzen. Die Predigt war kurz, und zu des Kandidaten Verwunderung durfte er sie bis zu Ende halten, da der richtende Oberkonsistorialrath doch sonst sehr bald mit dem Taschentuche das Abbrechen zu winken pflegte.

Es folgte eine kurze, in Folge der argen Geldklemme etwas kümmerliche, doch von treuer Schwesterliebe verschönerte Kandidatenzeit, die in Dienemann's Dachstübchen zu Penig verlebt wurde, und während der es oft galt, in benachbarten Pfarrhäusern mit einer Predigt auszuhelfen. Die Erlanger Glaubenslehre wurde druckfertig gemacht und unter dem Titel „Theologische Versuche" vergeblich zum Verlage ausgeboten; später ist die „Gnosis" daraus geworden. Schon winkte das bis dahin lebhaft ersehnte Ziel: das Landpfarrhaus, zunächst in Kauffungen, doch mit der Anwartschaft, es später mit dem in Steinbach vertauschen zu können; nur die Jugend Hase's und seine „mystische" Richtung, die dem herrschenden Rationalismus etwas verdächtig schien, haben damals das Einlaufen in diesen sicheren Lebenshafen vereitelt.

Eine Wanderung führte nach Altenburg und Leipzig. Dort ist ihm plötzlich aufgegangen, was er nun eigentlich zu thun habe. Nicht daß er dauernd auf der Universität zu bleiben gedachte; aber die Jahre bis zum Eintritt ins geistliche Amt beschloß er, sich selbst zur weiteren Ausbildung, als Privatdozent an einer Hochschule zuzubringen, und zwar bei der vorhandenen Neigung für Süddeutschland in Tübingen, wo es ihm vor zwei Jahren so wohl gefallen hatte. Freilich von den akademischen und theologischen Zuständen dort wußte er nicht das Geringste, und er beschloß deßhalb, bei der leichten Möglichkeit gänzlichen Mißlingens, keiner menschlichen Seele etwas von seinem Vorhaben zu sagen.

Der Mutter wurde vorgeredet, es gälte den Besuch eines Freundes; sie hat mit rechter Mühe 50 Thaler zusammengebracht, gleichsam das väterliche Erbe. Damit ist Hase im Frühling 1823 von dannen gezogen, voll froher Hoffnungen, doch auch im Herzen recht unglücklich, um einer Jugendneigung willen, die damals zum Traum geworden war, weil die Geliebte nicht den Muth hatte, dem zielunsicheren Wanderer sich unbedingt zu verbinden.

Der Weg ging über Eisenach, Meiningen und Würzburg, und wo die Gastfreundschaft aufhörte, suchte der Wanderer, um sein Kapital möglichst unversehrt zu erhalten, eine Streu in einer Dorfschenke. Am 24. April stand er auf der Höhe von Tübingen. Dort war der Anfang sehr glücklich, da er ganz unvermuthet ein Zusammentreffen mit dem Freunde Herbst brachte. Doch kamen bald genug Schwierigkeiten aller Art. Hierüber schrieb er an den Bruder Franz im Juli: „Meine hiesigen Aussichten waren höchst miserabel. Seit Menschengedenken war kein Ausländer aufgekommen. Das Institut der Dozenten kannte man gar nicht auf die Weise anderer Universitäten, aus dem hiesigen (protestantischen) Kloster zog man nach einer Jahrhunderte lang erhaltenen orthodoxen Schule die theologischen Professoren hervor, und der jedesmalige erste Repetent war zugleich, aber vom Staat ernannter und besoldeter, Privatdozent. Hätte ich irgend gewußt wohinaus, so wäre ich umgekehrt; indeß gedachte ich zu

thun, was ein Mensch vermag und das Andere Gott anheimzustellen." Schließlich glückte es doch besser, als es anfangs schien, und Hase wurde am 4. Juli in aller Formalität Magister der sieben freien Künste mit einer lateinischen Abhandlung „Vom philosophischen Glauben", darin er darthun wollte, daß alle philosophischen Systeme im letzten Grunde auf dem Glauben beruhten, nämlich auf dem Vertrauen des denkenden Geistes zu sich selbst hinsichtlich seiner als nothwendig erkannten Denkgesetze. Nun galt es noch, sich auch bei der theologischen Fakultät zu habilitiren. Auch das geschah, und der junge Privatdozent nennt diese Feierlichkeit in einem Briefe nach Haus einen „schönen, unvergeßlichen, mitunter auch pudelnärrischen Tag". Seine Abhandlung lautete wieder vom Glauben: „de fide naturali, vom natürlichen Glauben; erstes Buch". Das Ziel war die Nachweisung der naturgemäßen Entstehung aller Religion, zugleich mit der Untersuchung ihres Verhältnisses zu den verschiedenen Geisteskräften. Die Arbeit vermittelte die erste persönliche Bekanntschaft mit den Kirchenvätern, besonders mit den Alexandrinern und mit Augustin. Das verheißene und geplante zweite Buch ist nicht geschrieben worden, weil sich die Ueberzeugung des jungen Theologen inzwischen umgebildet hatte. Doch ist das erste in die Oeffentlichkeit ausgegangen, vom Buchhändler Osiander verlegt.

Von dem Gedanken an eine ursprünglich geplante Vorlesung über die hebräische Geschichte, als rein menschlich dargestellt, aber in ihrer weltgeschichtlich religiösen Bedeutung von Hase noch rechtzeitig aufgegeben als des großen Stoffes nicht gewachsen, war ihm Zweierlei im Kopfe geblieben: der Hebräerbrief, der mit seinen Citaten fortwährend auf das Alte Testament hinweist, und der hohe Schlußpunkt eben jener Geschichte, das Leben Jesu. Die Studien zum Hebräerbrief führten zu einer Abhandlung „Ueber die Empfänger des Briefes an die Hebräer", die Winer dann in seiner Zeitschrift abdruckte, gleichsam statt des Honorars für seine dogmatischen Vorlesungen, mit dem ihm Hase bisher wegen Unvermögen im Rückstande geblieben war. „Es war der Anfang der Bezahlung meiner Schulden in Naturalien."

Das Leben Jesu war eine glückliche Eingebung, bedingt durch

den Wunsch, nach dem Sinne der theologischen Fakultät möglichst wenig in das bisherige Vorlesungsrecht einzugreifen, denn bisher hatte noch nie Jemand in Tübingen diese hohe Aufgabe zum Gegenstand einer Vorlesung gewählt. Hase sah sich daher auch ganz auf sich selbst gestellt; doch da er's mit großer Liebe that, ist's ihm nach Wunsch gelungen, dieses Leben darzustellen in einer rein menschlichen Entwickelung, und doch mit seiner religiösen Höhenlinie als das wahrhaft Göttliche.

Zwölf Zuhörer sammelten sich zum Hebräerbrief, einige dreißig zum Leben Jesu. Außerdem wurde ein vielbesuchtes Examinatorium über die Dogmatik abgehalten, das den Anlaß gab, das eigene dogmatische System zu seiner vollen Bestimmtheit zu entwickeln, als eine Versöhnung der damals streitenden Schulen, wiefern Hase erkannte, daß zwar alle Religion aus der Tiefe des Menschengeistes entspringe, aber ihr Wesen sei, über alles Natürliche hinweg sich unmittelbar in die Arme der Gottheit zu werfen. Bei diesen Studien erkannte der junge Dozent deutlicher als zuvor die Bedeutung von Schleiermacher's „Glaubenslehre", deren innerste Kerngedanken ihn doch aufrichtiger und kühner in den „Reden über die Religion" und in den „Monologen" ansprach. Noch näher kam ihm ein Anderer, „damals schon Unsterblicher": Herder; es schien, als käme nur darauf an, für das, was dieser in seinen besten Stunden ahnungsvoll geweissagt hatte, den klaren Begriff zu ergründen.

Als der Pedell ein ganzes Säckchen Geld brachte als Honorar für die Vorlesungen, hat das Hase als das erste ordentlich verdiente mit lebhaftem Behagen empfangen und daraus ein frohes Bewußtsein erlangter Selbständigkeit genommen.

Im nächsten Semester las er die Apostelgeschichte und Dogmatik. Die Zahl der Zuhörer hatte sich in beiden Vorlesungen ansehnlich vermehrt. Dazu gestaltete sich das Verhältniß zu den Professoren der Fakultät, die den Eindringling erst etwas scheel angesehen hatten, immer achtungsvoller, theilweise freundschaftlich.

Weit aussehende litterarische Pläne wurden gefaßt; mit Osiander ein Vertrag für die Herausgabe der Dogmatik, um künftig alles Diktirens überhoben zu sein, also ein Lehrbuch; mit Cotta

für den Verlag der Vorträge über das Leben Jesu. Zudem war ein kleiner Roman entstanden „Des alten Pfarrers Testament“, unter der anmuthigen Form einer romantisch-idealen Liebesgeschichte, die mit dem frühen Tod der Geliebten endet und in einem idyllischen Pfarrleben ausklingt, an Schelling's theosophisch-kosmologisches System anknüpfend, und auch im Gegensatz zu ihm den Grundgedanken der absoluten Gottesliebe lehrend, die bedürfnißlos das Universum ins Dasein gerufen hat und in seinen verschiedenen Individualitäten vom Felsen bis zum Geiste, vom Erdplaneten bis zur Milchstraße sich selbst darstellt. Das Büchlein, das dem Inhalt und mehr noch der Form nach die romantischen Züge der damaligen Litteraturperiode an sich trägt und die Gevatterschaft Jean Paul's nicht verleugnen kann, ist damals gern gelesen worden, hat den jungen Gelehrten zuerst in litterarische Kreise eingeführt und ihm viel persönliches Wohlwollen erworben, wenngleich sein Verfasser noch nicht ahnen konnte, daß es sein eigenes Testament sein werde hinsichtlich der Hoffnungen eines stillen Landpfarrlebens. Auch Geld brachte das Büchlein, und schon berechnete der arme Theologe seine Einnahme für die nächsten Jahre auf die fast riesengroße Summe von 1000 Gulden jährlich.

So schien Hase's Leben die rechte Bahn gefunden zu haben. Um so mehr, als auch die äußere Lebensführung sich immer behaglicher gestaltete. Das häusliche Leben war in Tübingen noch sehr einfach. Einladungen in die Familien waren selten. Man traf sich an öffentlichen Orten; die Repetenten und jüngeren Professoren Samstag Abend im Ballhause. Den Mittelpunkt der Geselligkeit bildete das Museum, ein stattliches Haus für Konzerte und Bälle. Wie Hase einem fröhlichen Leben nie abhold war, so hat er auch damals rege an alle dem theilgenommen, was davon in der kleinen lebensfrohen Universitätsstadt geboten wurde, auch an den Bällen — und dies ganz gegen die Sitte, die den Württemberger Theologen das Tanzen untersagte. Und wie so allmählich die erst ein wenig verschlossenen Schwaben zu dem muntern und geistvollen Privatdozenten Zutrauen faßten, er also in der neuen Wirkungsstätte immer heimischer wurde, kam es

bald genug, daß sich ihm das gute Schwabenland in einem liebenswürdigen Schwabenmädchen repräsentativ darstellte. Des Jünglings Herz war allezeit leicht durch mädchenhafte Anmuth angezogen und zu starker Empfindung entflammt gewesen; dieses Mal wollte sich aus der entkeimenden Neigung ein Bund fürs Leben gestalten. Es war ihm wie voller Ernst zu Muthe und die Verhältnisse schienen freundlich Amen zu sagen. Im nachmaligen Büchlein „Die Proselyten" hat er die Geliebte als Gräfin Julie ziemlich treu dargestellt.

Da wurde das Gleichmaß der Tage noch einmal widrig gestört durch eine Anzeige aus Sachsen, welche in dieser traurigen Zeit der Karlsbader Beschlüsse den Verdacht der Württembergischen Regierung gegen ihn als alten Burschenschafter und einstiges Mitglied des Jugendbundes weckte. Der ihm wohlgesinnte Kanzler der Universität, von Autenrieth, mußte ihm eröffnen, daß er, um seiner Theilnahme an der Burschenschaft willen und wegen des Verdachtes, dem Jugendbunde anzugehören, zu verhaften sei. Die ihm so gebotene Gelegenheit zur Flucht in die nahe Schweiz oder nach Straßburg benutzte Hase im Bewußtsein seiner wesentlichen Schuldlosigkeit nicht. Am 29. September 1824, als noch die ganze Freude des Wiedersehens mit der gestern von einer längeren Reise zurückgekehrten Geliebten auf seinem Antlitze schwebte, erfolgte die Verhaftung, und dann die Ueberführung nach dem Hohenasperg, der kleinen württembergischen Festung, auf einem Bergkegel gelegen, der aus ziemlich ebenem Lande aufsteigt, bis an die Festungsgräben mit Weinbergen bedeckt; vornehmlich bekannt durch das, was der Dichter Schubart einst dort erduldet hatte. Mit aller Förmlichkeit, wie ein gefährlicher Staatsgefangener, wurde Hase in ein Zimmer installirt, die Thür verschlossen, doch das Fenster nicht vergittert. Von der Außenwelt bis auf die Festungsbeamten war er abgeschnitten, doch war bald zu bemerken, daß er Genossen hatte; sie sind allmählich auf der Festung versammelt worden, Referendare, Rechtskonsulenten, Pfarrer und Pfarrvikare, ihrer 16 Württemberger.

Aus der Stimmung jener Festungszeit ist uns ein ausführlicher, an den Bruder Franz gerichteter Brief erhalten, dem wir ein paar besonders kennzeichnende Sätze entnehmen.

„Leicht in meine Weise Dich hineinfindend, weißt Du, daß, nachdem ich einige Nebenumstände, die mir den Spaß verbitterten, rasch hinuntergeschluckt hatte, als die da sind unsere gute Mutter, und mein, weil ich's noch nicht hatte, wahrscheinlich auf immer verlorenes Suevenkind, dann alsbald mir die ganze Geschichte wie ein romantisches Abenteuer erschien, bittersüß und interessant in der Gegenwart, allerliebst in der Erinnerung. Uebrigens außer den 8 verdämmerten Monaten hab' ich nie unangenehm gelebt. Erst, als die Welt mich ganz verließ, nahm mich gastfreundlich die poetische Gemüthswelt wieder auf, in der meine erste Jugend geträumt hatte, und die seitdem, erst durch den Burschenschaftslärm, dann durch den gelehrten Eifer in Tübingen, ins Hintertreffen gerathen war. Ich habe manchen Tag lang ohne Bücher, oder weil's zu dunkel war zum Lesen, aufs glücklichste verträumt, und während ich sonst im Schlafe fast nie träume, waren jetzt dies wahre Träume, alles Vergangene zurückbringend, die eigentliche Lichtseite des Lebens, gegen welche die wachenden Träume, aus denen künstlich manch heiteres Gebild die Freunde erfreuen soll, zurücktraten .... Meine Angelegenheiten sind natürlich in rasender Verwirrung, und ich habe ebenso natürlich keine Sorge darüber, da im Nothfall mich meine Feder überall ernährt. Als cassirt bin ich zwar vom Staatsdienst ausgeschlossen, aber ich glaube, daß, wenn ich ein gutes Wort darum gebe, meine Anstellung zwar nicht sogleich bei der Universität, aber bei irgend einer anderen Stelle, vielleicht einer Bibliothek sich durch allerlei Verwendung machen ließ .... Im unglücklichen Falle, welcher höchst wahrscheinlich ist, muß ich nothwendig in den Sturm des Lebens, und geh' auf einige Jahre nach Paris und London, wie sich das durch meine litterarischen Verbindungen jetzt wohl arrangiren läßt. Hoffentlich nicht, ohne Dich vorher geseh'n zu haben... Von der Fassung der Mutter, die mir die letzte Sorge vom Herzen nahm, wirst Du gehört haben ... Nun, mein guter Franz, mir hat's in der Seele wohl gethan, Dir wieder einmal ins treue



Auge zu sehen. Mag's um uns her wechseln und branden, die Herzen bleiben sich treu, und zuweilen findet man sich unversehens wieder. Wer's uns in unserer Kindheit gesagt hätte, daß noch einmal über meinen Tod vor Gericht gestimmt werden sollte, wie es aus Formalität wirklich geschehen ist — und daß ich zur selben Zeit mit aller früheren Jünglingssehnsucht heiter und muthig die Arme der unbekannten Zukunft entgegenbreiten würde!"

An die Schwestern schrieb er: „Eine Revolution hab' ich nie gewollt, so wenig als die meisten meiner Gefährten, aber dazu beitragen, daß nach drei Jahrhunderten des Verfalls die politische Größe Deutschlands sich erneue durch Ausbildung eines großen Nationalgeistes ... Was mir geschehen, geht aus meiner Zeit und aus meinem Charakter mit solcher Nothwendigkeit hervor, daß ich darüber mich so wenig betrüben kann, als daß im Herbst die Blätter fallen, wenn man's auch zuweilen mit Wehmuth ansieht. Aber es ist nicht der Mühe werth, viel Aufhebens davon zu machen."

Die Untersuchung über den Hochverrath, in der sich Hase den Spitznamen des feinen Sachsen und Doctor subtilis erwarb, zog sich sehr in die Länge und wurde mehrfach von Zwischenfällen unterbrochen. Am 24. Mai 1825 wurde das Urtheil des Eßlinger Gerichtshofes ausgesprochen. Es lautete auf Amtsentsetzung und zweijährige Festungsstrafe, und war doch eine harte Sache, wenn auch nicht so hoch, wie damals aus gleichem Anlaß in anderen Staaten: in Preußen meist fünfzehnjährige Festungsstrafe, in Sachsen vier Jahre Zuchthaus. Während allerdings in Bayern sämmtliche Angeklagte freigesprochen wurden. Hase nahm das Urtheil an und richtete ein Gnadengesuch an den König von Württemberg, welches in männlicher Offenheit seiner früheren Theilnahme an der Burschenschaft und sein Verhältniß zum Jugendbund, wie seine Lebensumstände zur Zeit seiner Verhaftung darlegte. Da der König verreist war, verzögerte sich die Antwort.

Inzwischen hatte das äußere Leben des Gefangenen mancherlei Wandlungen durchgemacht. Die erste leidliche Zelle hatte er, in den falschen Verdacht der Meuterei gerathen, mit einem Kerker

vertauschen müssen, der nur hoch in einer dicken Mauer ein Fenster hatte, das kellerartig sich verengend vorn verwahrt war durch eiserne Spitzen, vor dem Fensterglase durch die gewöhnlichen Eisengitter, dahinter noch durch ein Drahtgeflecht. Zehn Wochen, Weihnachten und den Neujahrstag brachte er in dieser Behausung zu, nur heraustretend, wenn er ins Verhör geführt wurde. Erst im Februar kam er wieder in ein „ziemlich menschliches" Zimmer, immer ohne Messer und Schreibzeug, die Abende erst ganz, dann großentheils ohne Licht, dazu nur wenig Bücher zum Lesen. Doch gestalteten sich die Tage allmählich freundlicher, wozu die Fensternachbarschaft ein paar munterer Bäckerstöchter das Ihrige beitrug. Nach dem Urtheilsspruche wurde die gesammte Lage der nur zu Gefängniß Verurtheilten günstiger, sie lebten anfangs sogar etwas ausgelassen, nachher wurde in schwäbischer Gemüthlichkeit ein reger Verkehr auch mit auswärtigen Gästen gepflogen, die zum Besuch auf die Festung kamen. Am ersten Sonntag nach dem Spruche gingen sie Alle zur Kirche. Bei dem Liede „Befiehl du deine Wege" sind dem jungen Theologen die Augen naß geworden; über der Predigt wurden sie wieder trocken, denn der Pfarrer brachte gar so viel Teufel und Bestien aller Art mit hinein. Er hielt das wegen der Züchtlinge, die auch zur Gemeinde gehörten, für nothwendig.

Wie der Gefangene nun die liebe Feder wieder in der Hand hatte, hat er alsbald die Muße des Festungslebens zu allerlei Arbeit verwendet. Damals schrieb er „Die Proselyten", in Romanform gekleidet die Briefe zweier Brüder aus gemischter Ehe, die, der eine katholisch, der andere protestantisch erzogen, sich gegenseitig zu bekehren suchen, was denn so gut gelingt, daß der Katholik protestantisch, der Protestant katholisch wird. Der Buchhändler Franckh zahlte als Honorar sofort hundert Gulden, doch ist das Buch erst 1827 erschienen, namenlos, um wirklich unbestimmt zu lassen, aus welcher Kirche sie stammten. Hase urtheilte später über die Schrift: „Sie ist doch schon die Grundlage meiner „Polemik" und ist in heiterster, fast übermüthiger Stimmung geschrieben" — was nicht ausschloß, daß sie all jene empfindsame Ueberschwenglichkeit zeigte, die dem Verehrer Jean Paul's

[illegible]

[illegible] in der Heimat [illegible] zunächst in [illegible], einmal weil er hoffte, [illegible] mit den [illegible] der wenig [illegible] Ruf eher los zu werden, als wenn er sich seiner [illegible] auf eine Universität wagte; sodann, um womöglich in sehr [illegible] Lage, die Gaben einer großen Stadt zu genießen, was [illegible] sehr zuträglich schien. Er ist dort [illegible] Kreise nahe getreten, jener Hochburg der

Romantik, der er selbst noch wesentlich in der Stimmung angehörte. Neben der Erquickung an der Bildergalerie hat er vor Allem das Theater genossen, das ihm ja bis ins Greisenalter hinein die liebste abendliche Zerstreuung geblieben ist, wenn er ihrer auf Reisen zu Theil werden konnte. Während des Dresdner Aufenthalts hat er, wie er selbst angiebt, so ziemlich Alles an Dramen und Opern genossen, was damals über die deutsche Bühne ging.

Dabei ist er trotz der strengen sächsischen Censur sehr fleißig gewesen. Zunächst wurde der „Dogmatik" gelebt, für die die Verlagsbuchhandlung das Honorar zur Verfügung gestellt hatte und die in Dresden gedruckt wurde. Da der censirende Oberhofprediger Ammon zu seiner Bequemlichkeit nicht die Handschrift, sondern erst die Korrekturbogen las, ließ er auch geschehen oder übersah, daß Hase in etwas boshafter Schalkheit die gestrichenen Stellen leer ließ, und so seinem Buche diese Wundmale der Censur blieben, die, unerhört in einem rein wissenschaftlichen Werke, nicht geringe Verwunderung erregten. Die Vorrede des vollendeten, den Erlanger Professoren Schubert und Winer gewidmeten Buches stammt vom 25. August 1826.

Eine kleine Schrift, als Nachklang von der Festung her unter dem Titel „Vom Justizmorde", die sich heftig gegen die unchristliche Barbarei der Todesstrafe wandte, fand viel Theilnahme von Zustimmenden und Gegnern, und führte den Verfasser nach Pillnitz zum Prinzen Friedrich August, dem nachmaligen Könige, der um die Unterredung bat, weil er selbst einen Abscheu vor gesetzlichem Blutvergießen hatte.

Ein anderes Büchlein, das kirchenpolitische Jugendwerk Hase's, namenlos ausgegeben unter der Maske eines Staatsmannes und von Rom 1826 datirt, wohin doch damals nur die Sehnsucht zog, „Vom Streite der Kirche, eine Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation", eine Art Gegenstück zu den „Proselyten", behandelte die Stellung des Staates zu den beiden Kirchen, lebhaft bemüht jedem Theile gerecht zu werden.

Das Jugendbuch „Der Schutzgeist edler Jünglinge, eine Mitgabe beim Abschied aus dem Vaterhause in die Welt" ist als eine erbauliche Schrift idealen Inhaltes damals geschrieben,

aber zunächst aus unbekannten Gründen nicht gedruckt, wenn auch vom Verleger angenommen und honorirt worden; später wurde es in anderem Verlage unter dem Namen eines damals bekannten Jugendschriftstellers herausgegeben.

Auch der in diesen Jahren entstandene „Griechische Robinson" ist für die Jugend geschrieben, die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes in zwei Bänden. Der persönliche Träger als erdichteter Held der Geschichte war eigentlich der Freund Robert Müller, den man damals in Griechenland kämpfend und gefallen glaubte.

Im Oktober 1826 zog Hase wieder nach Leipzig, um der Universität nahe zu sein, wenn auch zunächst immer noch ein geistliches Amt im Sinne. Der erste Winter, den der „Streit der Kirche" und der „Griechische Robinson" ernährten, wurde ziemlich einsam verlebt. Inzwischen war die „Dogmatik" vom theologischen Publikum mit einiger Verwunderung aufgenommen worden, weil sie, zwar durchweg von einem rationalen Princip ausgehend, doch in ihrem philosophischen Ernste, in ihrer gefühlsmäßigen Auffassung der Religion und in ihrer Achtung vor den geschichtlichen Mächten des Christenthums dem herrschenden Rationalismus widersprach, auch sich nicht in eine der hergebrachten Klassen unterbringen ließ — was denn diesem Theologen bis an sein Lebensende angehaftet hat und von Verständigen ihm allezeit als Verdienst angerechnet worden ist. Damals kamen achtungsvolle Angriffe von allen Seiten und zu seiner eigenen Verwunderung sah sich Hase fast plötzlich aus der Zahl der Demagogen unter die Theologen der protestantischen Kirche versetzt.

Die Herausgabe der „Symbolischen Bücher der lutherischen Kirche", dem Könige der Union, Friedrich Wilhelm III., zugeeignet, war eine Zwischenarbeit. Der größte Eifer galt der „Gnosis oder evangelische Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde", die in drei Bänden erschien, sobald sich — was nun schon leicht geschah — ein Verleger dazu fand mit stattlichem Honorar. Es ist ein Lieblingswerk Hase's

geblieben und der Greis hat es noch einmal in die Welt ausgehen lassen.

Als mit dem Superintendenten Hahn aus Königsberg in die theologische Fakultät Leipzigs ein Bekämpfer des Rationalismus berufen worden war, hat Hase wider ihn und seine Schmähreden eine Gegenschrift ausgehen lassen „Die Leipziger Disputation", in der er gegen das unprotestantische Verlangen des Ausstoßens der Rationalisten — denen er doch selbst nicht angehörte — aus der Kirche heftig protestirte. Sie war namenlos erschienen, doch wurde der Verfasser bald herausgefühlt — und das hat ihm viel Freunde in der Stadt erworben. Freilich auch etliche Gegner, von denen einer, ein gereizter Professor, beinahe seine Ausweisung aus der Stadt durchgesetzt hätte, als eines weggewiesenen und noch nicht wieder zurückgerufenen Leipziger Studenten.

Am 17. Februar 1828 kniete Hase am Sarge seines geliebten Lehrers und väterlichen Freundes, des Professor Tzschirner. „Da hab' ich ihm geschworen, seine Bahn zu gehen, wie er für Recht und Freiheit, für Christenthum und Protestantismus ein treuer Hort zu werden", sagt das Tagebuch jener Tage.

Mit altsächsischer Feierlichkeit hat er sich noch einmal als Privatdozent in der philosophischen Fakultät habilitirt und dann Vorlesungen gehalten über den ersten Theil der Dogmatik unter der Bezeichnung Christliche Philosophie vor 43, über das Leben Jesu vor 168 Zuhörern. Im folgenden Semester folgte der zweite Theil der Dogmatik und die Apostelgeschichte, auch mit großem Erfolge. Dazu wurde ein dogmatisches Examinatorium gehalten.

Damals erschien auch das Buch, von dem Hase später bescheiden gesagt hat, daß es von allen seinen Büchern am wenigsten von seinem Eigenen enthalte und doch am meisten verbreitet sei: der „Hutterus redivivus", der im engsten Raume, in lauter Abkürzungen bei erstaunlich geschickter und erschöpfender Darstellung eigentlich die gesammte Theologie umfaßt und im Lauf der Jahrzehnte vielen Studenten zur Weisheit verhalf, wenn auch nur in der letzten Examennoth. Es war das letzte Buch, was Hase um Geld und Gut geschrieben hat.

Die äußere gesellschaftliche Stellung begann sich nun für den

jungen namhaften Gelehrten mit der erfolgreichen akademischen Thätigkeit auf das angenehmste zu gestalten. Der damals auftauchende Plan einer Berufung nach Berlin in glänzende Stellung scheiterte zwar im letzten Augenblick dort an elenden polizeilichen Bedenken. Doch fand er in Leipzig hierfür einigen Ersatz an der Achtung, die man ihm entgegenbrachte und an der edlen Geselligkeit, geschmückt mit allen Gaben der Kunst und Wissenschaft, in die er hineingezogen wurde. Da erfaßte ihn eine tiefe Leidenschaft zu der jugendlichen Pauline Härtel, deren ältester Bruder Dr. Hermann Härtel, ein junger kunstsinniger Rechtsgelehrter und Leiter der alten angesehenen Verlagsbuchhandlung Breitkopf und Härtel, ihm innig befreundet geworden war. Obgleich ihm nach bisherigen Herzenserfahrungen vor vergeblichem Herzenskummer graute, zudem ihm allerlei Schwierigkeiten voraus verkündet waren, hat er von dieser Liebe doch nicht lassen mögen und hat still und emsig um die Geliebte geworben. In dieser Zeit forderte ihn Dr. Härtel, der die Neigung des Freundes zur Schwester nicht kannte, auf, mit ihm auf ein Jahr nach Italien zu gehen. Bei all seiner Sehnsucht nach Rom mußte das Hase erscheinen als ein volles Glück, doch wagte er nicht zuzusagen im Hinblick auf seine Mittellosigkeit. Da hat der Armenadvokat, wie er um seines milden Herzens wegen im Freundeskreise genannt wurde, in zartester Liebenswürdigkeit und hochherzigster Gesinnung seinem theologischen Freunde aufgedrängt, die Auslagen für ihn mit übernehmen zu wollen; und der hat nach einigem Zögern solchem Edelmuthe doch die Gewährung nicht abschlagen mögen. Später ist es ihm möglich und lieb gewesen, diese Auslagen zurückzuerstatten.

Nun galt es die Reiserüstung zu betreiben, Italienisch und etwas bildende Kunst zu lernen. Darüber ist die Semesterarbeit ein wenig zu kurz gekommen. Doch wurde ein fleißig besuchtes Kollegium über das Leben Jesu gehalten. Dafür wurde ein Auszug aus den Vorlesungen als Lehrbuch gedruckt, dessen Bogen die Zuhörer einzeln, wie sie aus der Presse kamen, erhielten; die erste rein wissenschaftliche Darstellung dieser neuen Wissenschaft vom „Leben Jesu“, in der Ahnung ihrer großen, stürmischen Zukunft.

Mitten hinein in die Vorbereitungen zur italienischen Reise

fiel unvermuthet die Berufung nach Jena, wohin das von Goethe verwaltete weimarische Ministerium Hase eine außerordentliche Professur mit dreihundert Thalern Gehalt anbot. Selbst von Herzen bereit, dem Rufe Folge zu leisten, wurde er darin noch bestärkt durch das fast unbewußte Zureden der Freundin. Doch mochte er darüber Italien nicht aufgeben, und so ging die etwas kühne und wunderliche Bedingung nach Weimar: das Amt erst antreten zu wollen mit einjährigem Urlaub und doch mit der Beziehung des Gehaltes, der dem damals studierenden Bruder überlassen werden sollte. Nach einigem Zögern und mit einiger Beschränkung ist man darauf in Thüringen wirklich eingegangen.

Beim Abschiedsfeste gab die Geliebte dem Freunde heimlich die längst erbetene Locke als Unterpfand ihrer Liebe. Er hat sie jubelnd angenommen als Talisman und sie in einem Medaillon auf der Brust getragen in Italien, durchs Leben. Und auf diese Weise gestärkt und des sicheren Besitzes der Freundin für sich gewiß, ist ihm die Trennung von ihr und von Leipzig leichter geworden.

Von den Zurückbleibenden wurden Reiseberichte erbeten. Hase erklärte, an einen ganzen Freundeskreis zu schreiben verstehe er nicht, wohl aber an ein Ideal, eine künftige Geliebte. Das wurde scherzend angenommen; ein Komité von drei Damen, in dem auch Pauline Sitz und Stimme haben sollte, wurde zur Kontrole und zum Empfang der Briefe bestimmt. So war die dauernde — wenn auch nur einseitige — breifliche Verbindung mit der still Geliebten gesichert, und es entstanden die „Erinnerungen aus Italien in Briefen an die künftige Geliebte", von denen der Verfasser einst gemeint hat, nie Besseres geschrieben zu haben und sicher nie etwas mehr con amore, und die in ihrer jugendfrohen Lebendigkeit und geistvollen Beobachtung wie Darstellung den Vergleich wohl aushalten dürfen mit der italienischen Reise Goethe's. Sie sind nach Hase's Tode, sechzig Jahre, nachdem sie geschrieben, zum ersten Male, Vielen zur Freude, veröffentlicht worden.

„Als wir am klaren Montagsmorgen des 21. August [1829] aus dem Thore des durch den Goethe'schen Bericht über Gottsched's Perrücke und ausgetheilte Ohrfeige wohlbekannten Goldenen Bären fuhren, gaben wir einander die Hand, Hermann und ich, keiner sagte etwas, aber wir wußten, daß wir die höchsten Freuden, allenfalls auch einige Noth mit einander theilen wollten." Das stumme Gelöbniß ist treulich gehalten worden. Es hat an mancherlei Noth nicht gefehlt, wie sie das damalige Reisen im wälschen Lande mit sich brachte, noch verstärkt durch eine schwere Krankheit Hermann's, der in Florenz an den Blattern erkrankte und dann auch später je und je etwas kränkelte. Und die höchsten Freuden sind rein und reichlich zusammen genossen worden auf dieser langen Fahrt durch das Land der deutschen Sehnsucht, dessen durch Natur, Kunst und Geschichte geweihten Stätten fast alle besucht wurden bis nach Sizilien hinein. Den längsten Aufenthalt nahm man natürlich in Rom, wo der Winter in reicher Thätigkeit und Lebensherrlichkeit verlief. In Neapel trennten sich die Freunde, weil Hase's Reisezeit abgelaufen war, während Härtel, dessen Schwestern mit dem jüngsten Bruder Raymund eine Reise durch das südliche Frankreich vorhatten und den Herbst in Florenz, den Winter in Rom zu verleben gedachten, mit den Geschwistern noch ein Jahr in Italien verweilen wollte. Was der Liebende still hoffend berechnet hatte, sollte ihm auf der Rückreise wirklich zu Theil werden: das Wiedersehen mit der Geliebten. In Schaffhausen erfuhr er, daß kürzlich ein Reisewagen mit zwei jungen blonden Damen eingefahren sei nach dem unteren Hôtel. Er eilte hin, erfuhr daß sie's waren und rief jauchzend ins Zimmer hinein: „Guten Tag, Vielliebchen!" So war die in Leipzig ausgemachte Wette durch ihn gewonnen. Am anderen Tage in Konstanz ward Pauline seine Braut. Da ist er mit den Geschwistern wieder ein Stück Wegs zurückgekehrt und ist einige Tage mit ihnen durch die Schweiz gezogen im vollsten Glücke der Gegenwart. Doch sollte das Geheimniß dieses Glückes bis zur Härtel'schen Rückkehr aus Italien übers Jahr gewahrt bleiben.

In Bern galt es Abschied zu nehmen. Ueber Tübingen und die alte Heimat zog Hase von dannen. Mit dem glücklichen

Gefühl, die ferne Geliebte sicher zu besitzen, mit dem Schatz der Erinnerungen an Italien im Herzen, und zugleich mit der vollen Freudigkeit zur Rückkehr in das gelehrte akademische Tagewerk ist er am 15. Juli 1830 bei Abendanbruch in den Saalgrund hinabgefahren, in dem vor ihm die kleine ruhmvolle Stadt seiner Zukunft lag.

Schon hoch im Semester konnte er in Jena nur noch eine kurze öffentliche Vorlesung halten bei gefülltem Auditorium über das Leben Jesu. Am 30. Geburtstag schrieb er an seine Braut: „Was hat Gott mir nicht gegeben in diesem Jahre! Die beiden großen Wünsche, die durch meine ganze Jugend ziehen, sind erfüllt: Italien und die Geliebte!"





III. Der Jenaische Professor.

Nach den stürmischen Lehr- und Wanderjahren, in denen der junge Theologe von drei Universitäten aus ihren Mauern gewiesen worden war, begann nun das gelehrte Stillleben eines deutschen Professors: mehr als hundert Semester hat Hase auf demselben Katheder in Jena Vorlesungen gehalten.

An seiner Entscheidung für Jena hatte das zuredende Wort der Freundin einigen Antheil gehabt. Nach langen Jahrzehnten schrieb er in dankbarer Freude: „So hat denn mein Genius durch ihren Mund gesprochen, und ich habe nie einen Tag erlebt, an dem ich diese jungfräuliche Entscheidung zu bereuen hatte. Vielleicht daß ich in Leipzig oder anderwärts interessantere Verwickelungen, größere Anregungen gefunden hätte; wohl nirgends hätte ich freier und friedlicher meinem Amte und meiner Wissenschaft leben können." Als darum nach Bern und Zürich Berufungen an die dortigen Hochschulen ergingen, hat er dem Rufe nicht Folge geleistet, sondern ist in seinem jenaischen Behagen gern geblieben. Ihm wurde die kleine Stadt nie zu eng, weil er die hohe Kunst meisterlich verstand, auch aus dem beschränkteren Kreise heraus den fruchtbringenden Zusammenhang mit der Wissenschaft und dem was man die große Welt zu nennen gewohnt ist, zu wahren.

Schon der landschaftliche Reiz des anmuthigen Saalgrundes zog den Naturfreund an, zumal er ihm gute Gelegenheit bot, der lieben Wanderlust zu fröhnen. Haben Andere um der kahlen Berge

willen Jena gar ein wenig mit Rom vergleichen zu dürfen gemeint, so fand doch auch Hase, daß ihm die freundliche Au nach Hesperiens Herrlichkeit wohl gefallen könne und schrieb von ihr: „Ein Flußthal fast wie Florenz, nicht durch zwei zusammenhängende Gebirgsketten gebildet, sondern durch einzelne herumgeworfene Berge, so daß zwischen denselben sich mehrere einzelne Thäler an das Hauptthal heranziehen, jedes ein kleines hübsch beschränktes Ganze, und wiederum das Ganze so frei und vielseitig, wie ein freisinniger und vielseitiger Mensch.“

Der erste Ausflug galt Weimar. Dort wurde Herder's Nachfolger, der Generalsuperintendent Röhr besucht, und dann schritt Hase etwas stürmisch bewegten Herzens in das Haus am Frauenplane, von dem aus der Weise von Weimar noch die Universität Jena lenkte. Der Eindruck, den Goethe in ihm hervorrief, war streng und imposant, wie der einer großartigen Ruine. Der anfangs angeschlagene etwas steif-ministerielle Ton wich doch bald weicheren Klängen, als die Rede auf Italien kam.

Auch dem Hofe mußte die Aufwartung gemacht werden und der Hochverräther von Hohenasperg fand, daß sich's da recht hübsch leben lasse, knüpfte auch freundliche Beziehungen mit dem jungen Erbgroßherzoge an.

Kurz vor Weihnachten warf ihn mitten aus den Vorlesungen heraus ein heftiger Gelenkrheumatismus aufs Bett. Unter großen Schmerzen waren Arme und Füße meist bewegungslos, jeder Löffel Suppe mußte ihm eingeflößt werden. Da haben die Zuhörer ihren Lehrer Tag und Nacht abwechselnd treu wie eine Familie gepflegt, und dann seine Genesung recht studentisch nach Jenaischem Brauche durch einen fröhlichen Kommers auf dem Markte gefeiert. Mitte Februar konnte er seine Kollegien wieder aufnehmen.

Anstatt eines geträumten Wiedersehens mit der Geliebten in Italien waren der jungen Liebe dunkel drohende Gewitterwolken aufgetaucht. Mißverständnisse und Verdächtigungen führten mancherlei Wirrungen herbei. Und wiewohl die Braut wohl festen Vertrauens blieb, mußten doch auf Drängen der Familie die Briefe eine Zeit lang aufhören. So lagen die Alpen

abermals stumm zwischen den Liebenden. Doch hat sich Alles bald freundlich aufgeklärt und im Juni konnte in Leipzig ein seliges Wiedersehen mit der aus Italien Heimkehrenden gefeiert werden. Die Verlobung wurde nun veröffentlicht, Hase stellte die Braut seiner hocherfreuten Mutter vor. Am 12. September 1831 war die Hochzeit. In der nahe Leipzig auf einem Hügel malerisch gelegenen Theklakirche, die der Bräutigam einst oftmals als Ziel seiner Wanderungen gewählt hatte, wurde auf seinen Wunsch das junge Paar getraut; dann führte Hase unter Verzicht auf jede Hochzeitsreise die Gattin nach Jena in seine Studentenwohnung.

So begann der Lebensbund, der beglückend und gesegnet beide Gatten bis ins hohe Greisenalter einte. Auch sie haben anfangs bei allem Glück der Flitterwochen erfahren, daß dieses eng verbundene Miteinandergehen erst erkämpft werden muß. Kleine Stürme blieben ihnen nicht unbekannt, denn sie waren beide von zarter Haut, bei aller Gutherzigkeit heftig und von heftigen Wünschen. Da haben sie unter einander ausgemacht, wenn das Eine sage: „Thu mir's zu Gefallen!“ so müsse das Andere es womöglich thun; wenn aber: „Thu mir's zu Liebe!“ dann unbedingt; und das ist unter ihnen nie gebrochen, aber auch nie gemißbraucht worden.

Jahr um Jahr hat sich so dieser Bund immer glücklicher gefestigt, und wahrhaft ergreifend klingt diese sich immer mehr zur treusten und innigsten Lebensgemeinschaft verklärende Liebe aus den Briefen des gereiften und des alternden Mannes, fast noch rührender aus denen des Greises wieder. Seine künftige und immerdar Geliebte nennt er gelegentlich die Gattin und preist sie als die geliebte Einigung alles Idealen und Realen seiner Neigungen. War er gewohnt, ihr aus dem Blumengarten seines Berges heimkehrend eine Blüthe zu überreichen, so ließ er auch auf Reisen nicht von der lieblichen Sitte und sandte ihr gern aus den Lenzgefilden Italiens die ersten Frühlingszeugen. Und wie köstlich lauten seine Glückwünsche zu den Geburtstagen der geliebten Frau, wenn er sie fern von ihr auf der Wanderung der

Osterferien verlebte. So etwa zum 12. April 1854 aus Rom: „Und käme dieser Gruß erst nachträglich, da doch mancher Fluß und Berg ihn aufhalten kann, so weißt Du ja auch ungeschrieben, daß meine Gedanken von früh an, wo ich Dir sonst den ersten Wunsch bringen konnte, bei Dir sind ... Ich habe schon einmal Deinen Geburtstag in Rom gefeiert, was hätte ich nicht darum gegeben Dir auch nur ein Veilchensträußchen geben zu können, wie Jahres vorher; ich mußte damals Alles in meinem Herzen verschließen: nun will ich Gott herzlich danken, daß Du seitdem, ein Vierteljahrhundert fast, mein gewesen bist, zwar in verschiedener Gestalt, in Freud und Leid, aber immer mein Liebstes auf dieser Welt.“ Und im April 1870 von Neapel aus: „Unter den Nahen und Fernen, die Dir zum 12. Glückwünsche bringen oder senden, laß Dir auch den herzlichen guten Wunsch gefallen von dem jetzt vielleicht Fernsten und doch durch Deinen eigenen freien Willen Dir Nächsten jetzt und in alle Ewigkeit.“ Endlich von eben dorther sechs Jahre später: „Es ist schon das dritte Mal, daß Dein Mann in dieser schönen Welt herumlaufend Dir zu Deinem Ehrentag nur aus der Ferne Grüße und Wünsche schicken kann. Aber Du trägst selbst Schuld daran, daß mir die goldenen oder doch papiernen Flügel gewachsen sind, die mit dem kommenden Frühling so verführerisch aus der lieben Heimat hinaustragen. Ich brauche Dir's nicht zu sagen, daß Dein Glück mein Glück ist, Dein Leid mein Leid, und so sei das Nähere wie wir's meinen, still in ein vertrauensvolles Gebet verschlossen.“ Und mit wie großem Stolz und frohem Danke hat der Greis einst in Rom, da man den stets allein Reisenden für einen Witwer gehalten hatte, auf die Frage: „Und Sie haben noch Ihre erste Frau?“ geantwortet: ja, die Frau meiner Jugend! Aus solcher Glücksempfindung heraus schrieb er am frühen Morgen der silbernen Hochzeit ins Tagebuch: „Wir haben Alles gemeinsam getragen, das Glück der Jugend, dessen Silberblicke bis in diese Tage fallen; wie das Leid, das uns nicht erspart worden ist ... Das beßre Theil liegt freilich in der Vergangenheit, ein sichres Besitzthum, dieses feste Wissen, daß Gott uns zusammengefügt hat, will doch auch fast ebenso viel sagen wie das süße Genießen des Weibes seiner Jugend.“

Am 3. August 1832 wurde dem jungen Paare das erste Kind geboren, ein Mädchen. Beglückt ging noch am selben Tag die Nachricht zur Mutter nach Penig, die darauf in herzlicher Freude erwiderte: „Wie soll ich die Freude schildern, mein guter Karl, die Du uns durch Deinen gestrigen lieben Brief gabst, welchem wir mit froher, aber auch banger Hoffnung sehnsuchsvoll entgegensahen. Dein Brief kam, als ich eben im Begriff war, in die Kirche zu gehen, und so bin ich voll Freude durchdrungen dahin gegangen, habe Gott so recht von Grund des Herzens gedankt und um Euer Glück gebetet."

Noch sechs Mal kehrte das frohe Ereigniß im Hause wieder. Doch ist eins der Kinder, ein Knabe, nicht lange nach seiner Geburt gestorben, und den Eltern ist der herbe Schmerz geworden, den ältesten Sohn, Victor, der sich der Rechtsgelehrsamkeit zugewendet hatte und bereits die Beamtenlaufbahn begonnen hatte, am Nervenfieber zu verlieren. Darüber das Tagebuch von 1860: „So endete der Traum vom 3. November 1834! Es ist hart, unnatürlich den Sohn begraben zu müssen, der nun fest und mannhaft an der Schwelle eigner männlicher Wirksamkeit stand. Ein Vierteljahrhundert hatte Gott uns denselben gelassen."

So sind fünf Kinder herangewachsen, drei Söhne, der medizinischen, theologischen und philosophischen Fakultät zugewendet, und zwei Töchter. Und damit ward viel Glück und Freude heimisch im Hause, und manch großes und kleines Leid. Krankheiten und Sorgen anderer Art haben das Herz der Eltern oftmals beschwert, doch immer hat die Sonne wieder die Nebel verscheucht. Es blieb ein wahrhaft beglücktes, trautes Familienleben. Und mit frohem Stolze sahen die Gatten, wie aus den Knaben Jünglinge und Männer wurden, tüchtig und angesehen in ihren beruflichen Stellungen, glücklich am eigenen Herde, und wie die Töchter den eigenen Hausstand gründeten, so daß bald eine Schar von Enkeln die Großeltern fröhlich umspielte.

Lange hat sich Hase's Mutter an dem festen und frohen Glück ihres Sohnes nicht freuen können. 1837 bereits ist sie, sanft wie sie gelebt hat, gestorben. Bei allem Schmerz hat er damals doch schreiben können: „Gott hat mir's gegeben, daß ich

in den letzten acht Jahren, weniger noch durch mein Zuthun, als durch mein eignes Haus- und Herzensglück, ihr das Herz erfreut habe."

Die drei unverheirathet gebliebenen Schwestern haben es trotz dringenden Zuredens verweigert, sich bei dem Bruder in Jena häuslich niederzulassen, und zogen es vor, in Penig, wo sie einmal festgewurzelt wären und theure Gräber zu hüten hätten, zu bleiben; doch sind sie jeden Sommer zu Besuch gekommen, und wenn Hase mit seiner Gattin in den Ferien umherstreifte, haben sie das Haus und die Kinder bewahrt, denen sie wiederum die lieben Tanten wurden. Als die älteste betagt gestorben war, haben die zwei überlebenden doch dann zugesagt, nach Jena zu ziehen, wo für sie ein Häuschen behaglich eingerichtet wurde. Ehe es zur Ausführung kam, sind sie rasch nach einander gestorben, die letzte 1862. Hase hat von ihnen gerühmt: „Sie haben mich geliebt, die Schwestern, unbedingt, wie ich war, immer gleichmäßig."

Das Hase'sche Haus ist immer bekannt gewesen als gastfrei und von froher, edler Geselligkeit. Und wie in der kleinen Stadt bei zumeist beschränkten Mitteln diese Art eines heiteren offenen Hauswesens erst fast unbekannt gewesen war, hat man anfangs in einigem Staunen das Hase'sche Ehepaar Herzogs von Jena geheißen. So scharte sich um sie ein weiter Kreis guter Bekannter und Freunde, die heiter und geistig angeregt im Hause verkehrten. Dabei hat es in allem geselligen Getümmel nicht an vertrauterer Gemeinschaft gefehlt. So wurde eine Zeitlang mit vier Genossen, unter denen sich der besonders befreundete und geliebte Theologe Schwarz befand, ein philosophisches Abendkränzchen gehalten, bei dessen Nachtisch über Vieles im Himmel und auf Erden gesprochen wurde; und später wurde, um im Latein gewandter zu werden, mit anderen Kollegen ein lateinisches Kränzchen gegründet, bei dem ein lateinischer Autor gelesen und eine Tasse Thee mit Zukost genossen wurde.

Aus dem armen Jungen war nicht nur ein gelehrter und berühmter Theologe, sondern auch ein wohlhabender Mann geworden. Obgleich daran auch die ansehnlichen Schriftstellerhonorare ihren

guten Theil hatten, so hat er die reicheren Mittel doch zumeist dem zu verdanken, was ihm seine Frau mit der Breitkopf und Härtel'schen Buchhandlung einbrachte, von der ihr ein entsprechender Theil der Einnahmen zustand. Es hat dabei freilich auch nicht selten schlechte Jahre und manche Sorge gegeben und der Ertrag hat unter schwankender Verwaltung sehr gewechselt, so daß Hase's 1844 sich einmal vornehmen mußten, jährlich nicht mehr als eine bestimmte immerhin nicht ganz geringe Summe auszugeben; zu welcher Einschränkung verurtheilt zu sein er denn freilich in seiner Jugend nicht erwartet hatte. Doch hatten viel Sorgen um Andere, Familienglieder und ferner stehende Bedürftige, sich inzwischen an ihn gehängt, die man nicht kürzen konnte, dazu die nun einmal getroffene Einrichtung des Hausstandes. Diese Zeit der Bedenklichkeit ist auch vorüber gegangen und als nachmals der ältere Härtel'sche Bruder in die Geschäfte eingetreten war, begann die Handlung sogar eine große Rente zu geben. Den jährlichen Ertrag seiner Schriften, die von seiner Verheirathung an alle bei Breitkopf und Härtel verlegt und gedruckt worden sind, berechnete Hase einmal durchschnittlich auf 400 bis 500 Thaler.

In dankbarer und unbefangener Weise hat Hase diese goldene Zugabe zu seinem häuslichen Glücke hingenommen und in wahrhaft nobler Gesinnung das anvertraute Gut verwaltet. So schreibt er einmal in rührend fürsorglicher Sohnesliebe an die Mutter: „Ihr Segen, mein Mütterchen, hat mir ein Haus gebaut und es ist Alles drin, was eines Menschen Herz erfreuen kann ... Lassen Sie Mittags das Glas Wein nicht fehlen auf Ihrem Tische, mir würde sonst mein Glas weder schmecken noch bekommen, des Kelleramtes will ich schon weiter walten; vergessen Sie nicht, daß Sie jetzt einen reichen Sohn haben." Und wie hübsch klingen die Worte an die Frau von einer Reise aus, auf der er einmal eines Abends fahrende Leute etwas glänzend bewirthet hatte: „Als ich mich zu Bett legte, freute ich mich doch, durch Gottes und unserer lieben Frauen Huld wohlhäbig genug zu sein, um auch einmal ein bischen verschwenden zu können, nicht als ob ich das nicht auch einmal gethan haben würde in meiner gelehrten Armuth, aber so, daß es nachher nicht schwer fällt und reuig

wird.“ Und ein anderes Mal aus Rom so recht Hasisch in der Mischung von Humor und geistreichem Ernste: „Du bist doch selbst mit Deines seligen Vaters Arbeit Schuld daran, daß ich umherschweife. Hätte ich ein Nähtermädchen geheirathet oder etwas der Art, so würde ich immerdar in Löbstedt vergnügt schlechten Kaffee trinken und das stattliche Honorar für die 7. Ausgabe der Kirchengeschichte wäre eine ersehnte Hülfe für die Kinder zu erziehen und auszustatten. Aber ein frommer Grieche oder Römer in alter guter Zeit würde gesagt haben: Laßt uns den Göttern danken und heimgekehrt ihnen reiche Opfer darbringen, daß sie uns vergönnt haben, frei von der Angst des alltäglichen Bedürfnisses das Haupt zu erheben und gelegentlich durch die Anschauung des Schönsten, was die Erde bietet, uns zu erfrischen und zu stärken auch für die Pflicht und das Glück des alltäglichen Lebens. Ich sehe nicht ein, warum ich nicht Aehnliches bei mir sprechen sollte in meiner Sprache, und zu Dir, durch welche die Himmlischen es verliehen haben.“

Als es galt, für sich und die junge Frau ein Nest zu bauen, und eine gute Miethwohnung in der kleinen Stadt nicht rasch zu beschaffen war, hatte Hase den Muth gehabt, sich ein häusliches Besitzthum käuflich zu erwerben. Es war das sogenannte Kaffeehaus, in dessen Saale 1817 die allgemeine deutsche Burschenschaft gegründet worden war, ein geräumiger Bau in der Unterlauengasse, mit der Schauseite nach dem in Anlagen verwandelten alten Festungsgraben gelegen. Das Haus war sehr verwildert und bedurfte vieler baulicher Veränderungen, bis es hinreichend wohnlich war. Nicht lange darauf kaufte Hase den durch die schmale Gasse von dem Hause getrennten, also günstig gelegenen Garten mit dazu, als er gerade feil war. Dazu gehörte ein Häuschen, das für die Gäste hergerichtet wurde, die im Hause selbst nicht mehr Platz fanden; später ist's die Studentenwohnung der Söhne geworden.

Nun begann ein fröhliches Säen und Pflanzen in diesem Stückchen Erde, für dessen Grünen und Blühen Hase stets die

regste Theilnahme behalten hat. Aus der Frühlingsherrlichkeit der Ferne wird doch auch der stille Seufzer laut: „Doch säh ich gern unser Gärtchen sich putzen", und wenn im sonnigen Süden die Mandelbäume blühen und Alles in goldener Lenzherrlichkeit prangt, dann denkt der dankbar in dem Gottesgarten Wandelnde doch sorglich des Gartens am Hause, wie da die gelben Crocus als Frühlingsboten aus der Erde erstehen werden: „Der goldene Ring in unserm Garten wird nun auch blühen", schreibt er an seine Frau, und ein anderes Mal von Rom aus: „Und wenn unser Crocus sein Goldgewand anlegt, verschweige mir's nicht." Auch der stattliche Birnbaum ist ihm an das Herz gewachsen; das Töchterlein bekommt von Paris aus die Weisung: „Dem Birnbaum aber sage: er möge nicht zu schnell aufblühen, denn ich säße auch gern noch auf dem Balkon unter seiner Blüthe." Der Mutter aber trägt der sorgliche Gatte von Rom aus die Bitte vor: „Das Frühbeet könntest Du nun wohl bestellen und Gartenarbeiten anfangen, die Bretter des Kirschlorbeers lüften lassen."

Es war alte Jenaische Sitte, daß bei dem Mangel eines eigentlichen Universitätsgebäudes die Professoren ihre Vorlesungen in den eigenen Räumen hielten. Das Auditorium im Hase'schen Hause erwies sich bald als zu klein; so wurde es schon 1838 erweitert durch die Unterstube eines Neubaues, der das kleine Nebenhäuschen der Höfe mit den Wohnzimmern verband. Und als 1859 sich die abermalige Vergrößerung des Vorlesungssaales nothwendig machte, ist das neue Auditorium auf einem kleinen stillen Gartenplatze hinter dem Wohnhause errichtet worden. In ihm hat Hase bis zum Aufhören seiner akademischen Thätigkeit seine Vorlesungen gehalten, ein Vorrecht, das dem Senior der Fakultät und später der Universität gern gewährt wurde auch dann noch, als ein Kollegiengebäude erbaut war, in dessen Räumen die Professoren nun zu lesen veranlaßt waren.

1852 erweiterte sich das Hase'sche Besitzthum durch den Ankauf eines vor der Stadt gelegenen Berggartens, den man in Jena einen Berg nennt, was denn von der Familie auch innegehalten wurde. An der Lehne des Landgrafenberges frei gelegen mit weitem und doch durch die Burgen des Saalthals schön

begrenztem Fernblick in die bei Jena zusammentreffenden Thäler ist es allmählich unter der fürsorgenden Pflege Hase's ein wirklich schönes Besitzthum geworden, und ihm allezeit ein Lieblingsplatz geblieben, auf dem zu weilen und zu wandeln ihm bis ins höchste Greisenalter ein lieber täglicher Genuß war. Die ursprüngliche Absicht, ihn als „seinen Pfarrgarten" so ländlich wie möglich zu lassen, ihn nur mit Obstbäumen, Kartoffeln und Gemüse zu bepflanzen, wurde freilich bald aufgegeben. Es wurden auch noch Ziergewächse gepflanzt und bequeme Pfade angelegt, in späteren Jahren wurde auch noch der Nachbarberg hinzugekauft, so daß es ein gar stattliches Anwesen ward.

Einen besonderen Schmuck erhielt der Berg durch eine kleine Villa, die „im rein griechischen Stil nach dem Vorbilde des Erechtheums" erbaut und weil mit antiken Säulen geschmückt von den Jenensern beharrlich der Tempel genannt wurde. In einer heiteren improvisirten Feier ward sie eingeweiht, als gerade ein großes Kirchenkonzert eine Reihe von Künstlern nach Jena geführt hatte. Liszt mit seinem Anhang war dabei; Ernst und Herman Förster improvisirte; ebenso verfaßte Peter Cornelius ein Gedicht, das Hans von Bronsart komponirte und das sofort vierstimmig gesungen wurde. Am 15. Juli 1855, genau fünfundzwanzig Jahre nach Hase's Einzug in Jena, sammelten sich die Jenaer Freunde dort zum ersten Male. Einige Jahre lang wurde im Sommer jeden Mittwoch von 6 Uhr an ein gastlicher Abend für alle Bekannte auf dem Berge gehalten, und bei schönem Wetter sind bis hundert Personen oben zugegen gewesen, die diese Gastfreundschaft im großen freien Stile gern genossen. Auch der Großherzog Karl Alexander war dort oben Gast und hat im ernstern Gespräche mit dem Hausherrn die edle Gesinnung bekundet: er wisse, daß er die Universität nicht mit äußeren Mitteln groß machen könne, aber durch Freiheit.

Eine Weile schien es als ob der Schienenweg, der ja freilich in Jena sehnlichst erwartet wurde, das Bergidyll zerstören sollte; doch wurde die Saal-Eisenbahn schließlich unten ins Thal gelegt und das Häuschen war gerettet. Zur Feier dieser Rettung hat Hase durch den Professor Theodor Große aus Dresden vier anmuthige

Figurengruppen in Temperafarben auf die Wände malen lassen: den Morgen und den Abend, die Poesie und die Caritas.

Es ist Hase's Meinung gewesen, daß die reine Menschlichkeit durch die Religion nicht nur keinen Abbruch zu erfahren habe, sondern erst durch sie zur wahren Vollendung geführt werde. Das ist ihm ein unverbrüchlicher Lebensgrundsatz geblieben, wie er ihn gleichsam als eine heilige Losung ausgesprochen hat in jenen köstlichen an die Geliebte gerichteten Worten vom Jahre 1831, die den romantischen Ueberschwang des Ausdrucks noch nicht völlig abgestreift haben, auch etwas stark zugespitzt sind, die aber in ihren Grundgedanken die gesammte religiöse Lebensauffassung Hase's enthalten: „Neulich hab ich mir's auch noch überlegt, wie es denn mit meiner Frömmigkeit stünde, und habe gefunden, daß in dem, was die Mutter B. gesagt hat, doch etwas Wahres ist. Daß ich nämlich mein Leben nicht einer Sache widmen könnte, ohne liebevolle Begeisterung dafür, dies versteht sich von selbst bei mir. Wenn ich aber die christliche Frömmigkeit in ihrem eigenthümlichen geschichtlichen Charakter nehme als das alleinige Hängen am Ewigen, eine überirdische Sehnsucht, der das Erdenleben nur eine Pilgerschaft zum Himmel ist, so verstehe ich wohl eine solche Stimmung recht gut und weiß sie zu achten, wie Alles, wo nur Eins recht tüchtig gewollt und Eins über Alles geliebt wird; aber in mir selbst ist doch auch ein gutes Stück Heidenthum, das die Welt lieb hat, in ihre Schönheit und in ihren Schmerz sich hineintaucht, und zwar nicht, wie es die Frommen insgemein auch thun, unwillkürlich, halb mit bösem Gewissen, sondern ohne Reue, absichtlich und besonnen, weil ich das Gegentheil für eine Einseitigkeit halte, wie erhaben sie auch oft gewesen sei. Wäre ich einst in Athen geboren, ich hätte mich sicher zu Themistokles und Alcibiades gesellt; im Zeitalter der Apostel hätte ich mich hoffentlich auch nicht gescheut um die Palme des Märtyrerthums zu werben; aber in unseren Zeiten, meine ich, könne nur die Vereinigung des altgriechischen und christlichen Sinnes zur Lebens-Schönheit und Einigkeit führen."

Wie nach solchen Worten Hase's Leben sich thatsächlich und absichtlich darstellt als ein schöner Zusammenklang von reiner Weltfreude mit christlicher Glaubensgesinnung, hat man mit gutem Rechte davon reden können, daß durch eben diese innere Einheit des Lebens bei der Hingabe an die ihn umgebende Außenwelt und seiner treuen Stellung in den Dienst der Wahrheit, sein Leben sich zu einem Kunstwerke gestaltet habe ähnlich dem Goethe's. Nur daß bei dem Gelehrten doch der Wahrheitsdrang vor der Freude an der Schönheit einseitiger den Vorrang hatte als bei dem Dichter, und daß in des Theologen Leben das Religiöse eine weit bewußter treibende Grundkraft war als in dem des Poeten. Er hat in seiner Person thatsächlich jenes hohe, aber nicht leicht rein durchzuführende Leitbild verwirklicht: die Vereinigung lebendigen Christenthums mit schönem ungebrochenen Menschenthum, einer tiefgründigen Frömmigkeit mit dem Reichthum weltlicher Bildung, der nichts Menschliches fremd ist. Welch eine Fülle religiöser Kraft und inniger Frömmigkeit klingt aus den Betrachtungen, die Hase in den frühen Morgenstunden des anbrechenden Jahres beim Schein der Lampe in sein Tagebuch schrieb, oder aus den Gebeten, die an den Geburtstagen in verschwiegener Stille sich dankbar gläubig aus dem Herzen rangen. Hiervon zum schönen Beweise nur einige Beispiele!

„Ich schied von den dreißiger Jahren mit dem Gebet, Gott möge erhalten, was er mir reich gegeben, und doch mit einem drängenden Gefühl, wie es einer Raupenpuppe vor dem Frühling zu Muthe sein könnte, ohne doch etwas zu wissen, was als ein großes erweckendes Ereigniß auf erwünschte Weise den stillen Gang eines gemessenen würdigen Lebens unterbrechen könnte (1. Jan. 1840).“

„Wiederum sitz ich im stillen Morgen bei der Studierlampe ohne ein Leid, mit mancher Sorge, mit mäßiger Hoffnung; zum Glück liegt das Alles in Gottes milder Hand (1. Jan. 1866).“

„Im Hochwald unter dem blauen Himmel, als die Morgensonne durch die Bäume glitzerte, konnte ich diesmal ein dankendes Herz Dem darbringen, der das Lebensjahr gegeben hat ohne Nothfall im Kreise der Getreuen, gesund, in heiterer Wirksamkeit ....

Wäre mir vergönnt, mit meiner Line, die auch hier in der Fremde [Ilmenau] das Tischchen mit Geschenken geschmückt hat, in frischer Geisteskraft fortzuleben, möchte ich mir zum 67. Geburtstag die neue Gnosis bescheeren, oder doch ein Stück davon. Ist mir früher ein irdisches Ziel bestimmt, so war's doch ein individuelles Leben, in welchem so ziemlich Alles entwickelt, auch gutentheils genossen war, wozu es die Anlage in sich trug, und trauernde Freunde durften singen: Nun danket Alle Gott (25. Aug. 1866)."

„Wie voriges Jahr sitz ich wieder hier an den frischen Quellen, nur diesmal einsam wie 1861, nur geistig umgeben von denen ich gewiß weiß, daß sie meiner Gutes wünschend gedenken. Ich komme vom Morgenspaziergang zurück, und was die Frommen etwas über das Maß fordern, das ganze Leben solle ein Gebet sein, könnte halbwegs von diesem Spaziergang durch den Wald gelten, es ist so viel zu danken und zu bitten (25. Aug. 1867)."

„Rückert predigte heute, daß Alles neu werde! Ich möchte lieber, was mich und meine Line betrifft, daß es noch eine Weile beim Alten bliebe, und auch für die Kinder nur eine freundliche Entwickelung. Das alte ist in dieser Art ein gutes Jahr gewesen — wie wird es übers Jahr aussehn! Das wollen wir dem lieben Gott denn befohlen sein lassen (1. Januar 1870)."

Es ist ja freilich eine rechte Gottesgabe gewesen, daß dem für alles Schöne empfänglichen Manne auch jene stählerne Gesundheit beschieden war, die ihm ermöglichte, alles Das in erwünschter Körperkraft und fröhlicher Rüstigkeit auszuführen und zu genießen, wohin ihm der Sinn stand. Nur selten ist er ernstlich krank gewesen und immer wieder bald zu voller körperlicher Frische genesen. Doch hat er auch trotz all seiner gelehrten Arbeit, die ihn schon in frühesten Tagesstunden nach dem Morgenspatziergang an den Schreibtisch trieb und ihn von da zumeist nur zu den Familienmahlzeiten, der kurzen Nachmittagswanderung und zur kurzen abendlichen Rast entließ, nie versäumt, in mäßigem Genießen und regelmäßiger einfacher Lebensweise auch der Erhaltung seiner Gesundheit zu leben. Allezeit ein rüstiger wegelustiger Wanderer ist's ihm eine reine Freude gewesen, durch Feld und Au zu streifen, wo immer er war, und es hat ihm nur Spaß gemacht, etwa

nach einer mehrmonatlichen italienischen Reise den letzten Weg nach Haus von der Eisenbahnstation Apolda an auf der staubigen Landstraße zu Fuß zurückzulegen. Auch die Reitkunst hat er gern und geschickt ausgeübt, eine Zeitlang sogar ein eigenes Pferd, eine der Isabellen aus dem Allstedter Gestüt, sein Eigen genannt, und die edle Roskana hat ihn rasch auf die schönen Stellen der Gegend tragen müssen, wenn sie nicht im Winter junge oder alte Damen im Schlitten zu ziehen hatte.

Wenn übrigens Hase einmal ausgesprochen hat, er sei trotz all seiner Lebensfreude und Genußfähigkeit im Grunde und in der Praxis eine mäßige Natur, so ist er mit dieser Selbstbeurtheilung im vollsten Recht gewesen. Seine Hauptfreude ist ihm doch die gelehrte am Arbeitstisch gewesen, die ihm in allererster Linie stand noch vor der Liebe zur Gottesnatur und zur Menschenkunst.

Die Natur in ihrem großen und kleinen Leben hat er immer mit liebevoll beobachtendem Auge und weit offenem Sinn angeschaut und sich an ihr zu erquicken gewußt, gleichviel ob er auf den grünen Halden des Thüringer Waldes wanderte oder durch die Wunder der Hochgebirgswelt, ob er am Meeresstrande streifte oder im Sonnenzauber Italiens. Wie ansprechend sind seine mit echt Hase'scher Schönheitsfreude und Schalkheit entworfenen Naturschilderungen in seinen Briefen nach Haus, z. B. von Elgersburg aus: „An einem Morgen wie heut ist es eine Wohnung so schön wie ich sie seit Hohenasperg nicht gehabt habe, nach Norden und Osten die weite Aussicht über Wälder und Felder, nach Süden die grüne Bergwand, an deren Abhange Elgersburg liegt, und unmittelbar in der Tiefe ringsherum das Dorf in weiße Blüthenbäume eingewickelt. Für diese Bäume erlebe ich hier noch einen zweiten Frühling, da sie erst im Aufblühen waren, der Birken erster grüner Schimmer, die Buchen meist noch Besenreisig, und das fehlt noch der Gegend; aber was sicher demnächst kommt, fehlt Einem kaum, und die jungen Triebe der Fichten machen mir immer das Nadelholz erst recht lebendig wie Laubholz." Und von eben dorther ein anderes Mal: „Die Bäume stehen doch auch voll Knospen, etwas spröd verschlossen backfischmäßig, und die Wiesen sind nur grün ohne den Schmelz der

Blumen, der mich das letztemal hier so erfreut hat; indeß da die Vegetation doch vorherrschend immergrün ist wie in Italien, wenn auch ein wenig anders, so vermißt man nur Einiges, und es macht mir wieder großes Behagen, so einsam, nichtsthuerisch und träumerisch in dem grünen Wald herumzuschweifen, und ich habe gute Hoffnung, daß das hiesige Quellenstudium mir viel zuträglicher sein wird als das zur Kirchengeschichte."

Daß ihm die Freude an der goldenen Herrlichkeit Italiens nicht den Sinn raubte für die bescheideneren Reize der Heimat, zeigt sein Jauchzen, als er einmal im Albanergebirge hinter Marino in den frühlingsgrünen Buchenwald kam: „Thüringer Wald und Italien zugleich!"

Alljährlich, wenn gegen Ostern hin und dann im Hochsommer die Ferien kamen, zog es Hase mächtig aus der stillen Gelehrtenklause mit ihren Bücherhaufen und Manuskripten hinaus, und so ist er in den langen Jahren seines Lebens viel und weit gereist, auch in der rechten genußverständigen und frohlaunigen Art des Reisens ein wahrer Künstler. Am häufigsten durchwanderte er natürlich die Thüringer Berge und Thäler; Reinhardsbrunn vor Allem ist ihm im Heimatlande immer der Lieblingsaufenthalt gewesen. Aber auch über die heimischen Höhenzüge hinüber ging der Weg; gern führte er nach dem Süden Deutschlands, wo im Schwaben- und Frankenlande die alten Stätten wieder besucht wurden, und in München wohnten viel getreue Freunde. Der Rhein mit seinen grünen rebenumsäumten Fluthen und die Schweizer Berge waren häufige und hochgeschätzte Reiseziele. Nach Leipzig zogen vielmals die mannigfachen verwandtschaftlichen Beziehungen dort, auch die da heimische Pflege der Musik; in Dresden wurde oft längerer Aufenthalt genommen, weil's da so viel zu genießen gab an Kunst und Natur. Nach Berlin führte manches Mal Neigung und Beruf. Paris wurde wiederholt besucht, einmal in Anknüpfung hieran auch die liederreiche Provence; nach London lockte und führte die erste große Weltausstellung. Nördlich ging die Fahrt bis Kopenhagen, damit Thorwaldsen's Werke geschaut würden, und das Seegestade von Sylt wurde eine ganze Reihe von Jahren regelmäßig als sommerliches Ziel längerer Wochen gewählt. Auch ist's nicht nur einmal vorgekommen, daß der

Romfahrer des Frühlings im Herbst noch einmal die italienische Grenze überschritt, ein wenig an den Seeen und in den nördlichen Städten zu weilen, wovon dann freilich stets das Tagebuch besonders dankbare Kunde aufnahm, als etwas was doch nicht leicht einem Professor beschieden sei.

Hatte der Reisetag Kunst- und Naturgenuß reichlich genug gebracht, so galt es als eine besonders willkommene Reisefreude, wenn der Abend einen Theaterbesuch bringen konnte, und wenn irgend möglich jeder Abend. „Die Abende gehören natürlich dem Theater", schreibt er aus Paris; und in ähnlichen Wendungen kehrt dieselbe Rede in den Briefen aus jeder größeren Stadt wieder. Und so lieb war ihm diese Theaterfreude, daß noch der an der Schwelle des Greisenalters stehende Mann in München einmal lieber Redwitz's „Philippine Welser" von einem mühseligen Stehplatze aus sich ansah, als daß er auf das Schauspiel verzichtet hätte. Wenn aber irgendwo einmal allerlei officielle gesellige Pflichten ihn in Abendgesellschaften zwangen, die er nicht gern besuchte, so flog wohl auch der Seufzer nach Haus: „Sonst habe ich zu meinem Mißbehagen noch nicht ins Theater kommen können." Als die Eisenbahn nach Weimar eröffnet worden war, hat Hase gern von dieser Erleichterung Gebrach gemacht und ist oft herüber gefahren, um dort die Vorstellungen des Hoftheaters zu besuchen. Noch im höchsten Alter hat er mit vieler Freudigkeit die Passionsspiele in Oberammergau und den Parsifal in Bayreuth gesehen; vierundachtzigjährig in Weimar zum letzten Mal den Genuß eines Theaterabends gehabt.

Die Arbeitsstube Hase's lag hoch im zweiten Stock des Hauses, ein mäßig großes Erkerzimmer, das man auf einer steilen Treppe durch einen Vorraum erreichte. Hier oben in gelehrter Einsamkeit hat er am gleichen Arbeitstisch durch die Jahrzehnte gesessen und alle die Bücher vollendet, die nun die lange Reihe seiner Werke bilden. Sein „schriftstellerisches Herz" war nie ohne Pläne. Kaum daß eine Schrift im Manuskript beendet und der Druckerei übergeben war, so trat sofort an ihre Stelle ein anderes litterarisches

Vorhaben. Manchmal wurden die Aufgaben freilich nur durch den Verlagsfreund (in späteren Jahren der eigene jüngste Sohn) bestimmt, der den völligen Vertrieb eines Buches anzeigte und eine neue Bearbeitung zu neuer Auflage erbat, und so kam es wohl, daß zu gleicher Zeit mehrere Werke in Arbeit und Vorbereitung waren, so 1836 vier: Dogmatik 2. Auflage, Symbolische Bücher 2. Auflage, Kirchengeschichte 3. Auflage und dazu neue Streitschriften. Als ihm zur silbernen Hochzeit von einer Schwägerin ein Lorbeerkranz von Silber überreicht wurde, jedes Blatt mit dem Titel eines seiner Bücher beschrieben, war es schon ein großer Blätterreichthum, da jede Auflage ihr besonderes Blatt hatte; jede Auflage ist aber doch auch eine neue Arbeit gewesen, denn ohne sorgfältige Verbesserungen und Ergänzungen ging kein Buch von Neuem in die Welt hinaus.

Für den, der sich an den wissenschaftlichen und schriftstellerischen Meisterleistungen Hase'scher Werke zu erquicken gewohnt ist, klingt es fast seltsam, daß er selbst diese seine, doch im höchsten Sinne klassisch-vollendete, litterarische Thätigkeit geringer geachtet hat, gegen die, die er als Professor in seinen Vorlesungen ausübte. An diesen hing ihm zeitlebens vor Allem das Herz.

Im ersten Winter in Jena las er Dogmatik, Evangelium und Briefe des Johannes und Kirchenrecht, dazu ein dogmatisches Examinatorium; nach seiner Krankheit täglich 6 bis 7 Stunden vortragend. Zur Kirchengeschichte drängte ihn damals nicht die Neigung, sondern der Umstand, daß sie durch einen Professor allein vertreten war, was doch nicht ausreichte. So hat er im Sommer 1831 zum ersten Male Kirchengeschichte gelesen, den ersten Theil; daneben Matthäusevangelium. Während im Laufe der Jahrzehnte die kritische Auslegung der neutestamentlichen Schriften von anderen Professoren immer häufiger und stets tüchtig übernommen wurde, so daß sich Hase von diesen Vorlesungen allmählich ganz zurückziehen konnte, waren in der Kirchengeschichte Alle, die sie neben ihm lasen oder lesen wollten, nach und nach verstummt, so daß sich für ihn schließlich die Ordnung durchsetzte, daß er (seit 1845) die Kirchengeschichte in drei Semester gliederte und dann das Leben Jesu in einem vierten Halbjahr dazwischen

schob, dazu aller zwei Jahre im Winter noch die Dogmatik, die so gemeinhin mit der Geschichte des Erlösers zusammenfiel, die beiden besonders „gewissensschweren“ Vorlesungen. Dadurch wurde es für ihn etwas bequemer als in den ersten Jahren, in denen er eine geradezu unerhört hohe Stundenzahl auf dem Katheder stand; doch hat er zumal in den Dogmatik-Semestern noch bis hoch ins Greisenalter 16 bis 18 Stunden wöchentlich Vorlesungen gehalten. Dazu leitete er das kirchengeschichtliche Seminar, das ihm allezeit deßhalb besonders werth war, weil er dadurch am besten die Art und die wissenschaftlichen Bedürfnisse der jungen Leute kennen lernte. Als er es in hohen Jahren einmal in einem Sommer aus einer Art — gewiß berechtigter — Bequemlichkeit ausgesetzt hatte, fand er, daß ihn das den Studenten entfremdete, und er hat es wieder aufgenommen.

Im Laufe der langen Jahre sehr wechselnd, wie die Schicksale der Fakultät, ist die Zahl der Studenten gewesen, die zu seinen Füßen saßen. In den ersten Semestern war der Besuch der Vorlesungen sehr gut, dann war — wohl durch Röhr's und seiner Partei Einwirkung — einige Male der Zulauf geringer, fast nur Ausländer. 1838 hatte er doch wieder einmal ein Kollegium beisammen über Hundert; die Röhr'schen Einflüsse waren aufgehoben, so daß das Auditorium von nun an immer verhältnißmäßig voll war. In der Revolutionszeit sank die Zahl der Studenten insgesammt, damit natürlich auch die der Theologen, und zwar diese bis auf 78. Mitte der fünfziger Jahre begann ein neuer Aufschwung, 1858 waren's wieder über hundert Zuhörer. So ging es mehr als ein Jahrzehnt. Dann kam der große Niedergang im theologischen Studium, der mit dem Höhepunkt des wissenschaftlichen Materialismus zeitlich zusammenfiel, wenn auch durch ihn keineswegs allein hervorgerufen; so hatte Hase 1869 im Leben Jesu nur 38 Zuhörer, „wie wohl noch nie erlebt“; und: „Die Universität im Sommer wieder etwas gesunken, man muß die Ohren recht steif halten, den frischen Muth nicht zu verlieren.“ Am 1. Januar 1870: „Die Universität ist wieder einmal im Sinken, meine Vorlesungen so gefüllt als eben möglich, doch merkt man die Abnahme.“ Und so ist auch seine Tagebuch-Bemerkung

zur Burschenschaft, das er nach seinem idealen Sinne fröhlich immer treu im Herzen bewahrt hat, war äußerlich schon in Tübingen ganz zurückgetreten; es hat ihn auch in seiner späteren akademischen Stellung nie verhindert, nie gefördert. Und an der Spitze der Universitäts-Verwaltung hatte er natürlich immer dieselbe Gerechtigkeit und Theilnahme für die verschiedenen Parteiungen des studentischen Lebens. Immerhin: gern an alten Bräuchen hängend, die er sich sinnig deutete, wie einst, da er in Erlangen das sogenannte Wischen der Füchse beizubehalten den Anlaß gab, da man es doch als unnütze Sitte aufgeben wollte, so hat er, als bald nach dem großen Kriege eine lebhafte Strömung auf der Universität die Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit als eines alten Zopfes forderte, gegen die Meinung des Senats und der nicht Farben tragenden Studenten als Prorektor seine abweichende Ansicht der Regierung übermittelt. Freilich ist dieses alte Privilegium dann doch nach wenigen Jahren gefallen.

Die Liebe, die die Studentenschaft allezeit zu Hase hegte und gern bethätigte, als zu einem Professor, der Humor und freies Empfinden genug besaß, um sie in ihrem Treiben zu verstehen oder doch zu tragen, hat doch nicht gehindert, daß sie gelegentlich in Zorn umschlug, wenn er im Senate Beschlüsse mit fassen half, die den leicht erhitzten Jünglingen nicht genehm waren. Er hat es nicht ohne heitere Genugthuung verzeichnet, daß ihm dabei auch einmal die Fenster eingeworfen worden sind: „So wurde denn auch dies akademische Ereigniß, die Beweisführung durch Steine, der Lapidarstil, durchgemacht.“

Die Universität Jena besitzt ein Grundstück, nach altväterlicher Ueberlieferung die Rose genannt, darin ein großer Saal seit 1846 zu Vorlesungen diente, die im Winter jeden Mittwoch Abend für ein dreifaches Publikum, Damen, Professoren und Studenten, gehalten wurden. Damals waren solche populärwissenschaftliche Vorträge noch etwas ganz Neues. Hase hat eine Anzahl davon gehalten, jene „Rosenvorlesungen“, die vorwiegend geschichtlichen Inhalts, auch in der Betrachtung von Pantheon und Peterskirche Künstlerisches behandelnd, nach seiner Art die Ergebnisse seines Nachdenkens und seiner Wissenschaft in anmuthig-

ster Form und künstlerischer Gestaltungsfähigkeit, auch wohl mit feinem Humor, dem Kreise der Gebildeten zugänglich machten. Sie sind Anfänge einer neuen Litteraturform und tragen doch das Gepräge von Meisterhand.

Auch um die Leitung des akademischen Konzerts hat sich Hase als Musikfreund eine Zeitlang lebhaft verdient gemacht.

Hat Hase am Arbeitsleben der Universität den regsten Antheil genommen, so hat er auch ihre Festtage in frohem Behagen mitgefeiert; vor Allem ist ihm das Jubelfest des dreihundertjährigen Bestehens der Akademie 1858 zeitlebens eine besonders liebe Erinnerung gewesen. Das eigentliche Gründungsjahr war als in die Revolutionsbewegung fallend ziemlich spurlos vorübergegangen und nur durch einen rasch improvisirten Festzug gefeiert worden, bei dem Hase die Rede hielt mit dem Schlußhoch auf den Reichsverweser Erzherzog Johann. Um so stattlicher wurde zehn Jahre darauf der Tag der kaiserlichen Bestätigung begangen. Im Hase'schen Hause wohnten 17 Festgäste, alles Männer von Ansehen und Ruhm, darunter der Vetter Hase aus Paris, dort Mitglied der Akademie und hochverehrt. Auf dem Schillerfeste das Jahr darauf bei dem Hoch auf den einstigen jenaischen Geschichtsprofessor trank Hase als Erster aus dem silbernen Pokal, den die Schweizer der Universität zum Jubiläum geschenkt hatten.

Alljährlich am 10. November wurde zu Luther's Geburtstag im Bären-Gasthof ein Festmahl gehalten, bei dem Hase gern in einer seiner sinnigen und geistvollen Ansprachen zum Ausdruck brachte, was die Herzen der Festtheilnehmer bewegte oder doch bewegen sollte.

Besondere Freude machte es ihm, als Gesandter der heimischen Universität zu den Jubelfesten auswärtiger Hochschulen zu ziehen. So feierte er 1843 in Erlangen das Säcularfest mit, dabei eine bedeutsame Rede haltend über das Wesen freier protestantischer Wissenschaft. Zum 50jährigen Bestehen der Berliner Universität 1860 weilte er in der preußischen Königsstadt, wo er es sehr stattlich, doch lange nicht so gemüthlich und freudenvoll wie zwei Jahre vorher in Jena fand. Fünf Jahre später war er zum 500jährigen Jubiläum in Wien, hier als einziger protestantischer Theologe sprechend. Im Greisenalter, 77jährig, hat er noch das

Jubelfest in Tübingen mitgefeiert, das ihm an Gemüthlichkeit ebenbürtig neben den Tagen von Erlangen und Jena stand, und bei dem ihm selbst hohe Ehren zugebracht wurden, recht als eine glänzende Wiederherstellung in jenem Württemberg, das ihn einst auf die Festung geschickt hatte.

Schon als Jüngling in Erlangen hatte Hase „Ideen zu Predigten" niedergeschrieben, wie sie ihm an Bibelsprüche angeschlossen einfielen, zu eigener künftiger Ausführung. Er hat doch nur in der Studenten- und Kandidatenzeit gepredigt. Dann kam Noth und Eifer, viel zu lernen und die Aufgabe, für das tägliche Brot die Feder zu führen. Und so ist gerade das, was ihm ursprünglich als die natürlichste, schönste Frucht des theologischen Studiums erschienen war, zunächst auf eine künftige ruhige Zeit verschoben worden. Als die dann kam, hat er eine Weile wirklich daran gedacht, wieder die Kanzel zu besteigen. Da hat seine junge Frau ein wenig Schuld gehabt, daß es nicht dazu gekommen ist. Und schließlich hat er nach der langen Unterbrechung in Ehrfurcht vor der Kanzel sie nicht wieder zu besteigen gewagt, da es ihm dann nicht mehr ziemen wollte, dies mit der Uebung des Anfängers zu thun.

Wir können nur lebhaft bedauern, daß Hase die Predigtkunst nicht dauernd ausgeübt hat; daß er auch in ihr ein Meister geworden wäre, läßt — wenn man es nicht von vorn herein schon hätte erwarten können — die Ansprache über Geben und Nehmen deutlich erkennen, die er 1866 in der Kirche zu Zwätzen, gelegentlich einer Feier des Gustav-Adolf-Vereins gehalten hat, und die zweifellos ein Muster kirchlicher Gemeinderede ist. Es ist bei diesem Aufgeben des Predigens vielleicht fast unbewußt der Gedanke maßgebend gewesen, daß Hase sich bei seinem schwachen nicht weit klingenden Organ und bei seiner wohl abgewogenen und ruhig gemessenen Vortragsweise sich nie eigentlich als Redner gefühlt hat. Das klingt so manchmal aus seinen Bemerkungen heraus. So wenn er anläßlich einer ihm rasch zugefallenen Rede beim Schillerfest in Weimar ausdrücklich schreibt:

„Getragen durch den Gegenstand, hatte ich die Freude, auch einmal fast ex tempore mich beredt zu fühlen.“ „Nur der Redner ist etwas zurückgeblieben“, klagt er von sich selbst, da er einmal in einem Rückblick auf sein Leben meint, was von Naturgaben in ihm gewesen sei, habe sich sonst Alles entwickelt. Und er freut sich, als ihm von kundigster Seite nach Anhören seiner Vorlesungen versichert wird, daß er auf sein Mündliches mehr vertrauen könne, als es ihm selbst so vorkomme.

Hat er sich so versagen müssen, in freier Rede zur Erbauung der Gemeinde beizutragen, so war es ihm ein um so freundlicherer Gedanke, daß der Inhalt seiner Schriften, vor Allem seiner Gnosis, von mancher Kanzel herab wiederklinge. Unter der Kanzel der Jenaer Universitätskirche hat er als treues Gemeindeglied regelmäßig beim akademischen Gottesdienst gesessen und auch sonst an dem kultischen Leben der heimischen Stadt regen Antheil genommen. Doch hat er in irgendwelcher leitenden Thätigkeit nie in das kirchliche Leben eingegriffen. Nur beim Gustav-Adolf-Verein, dessen Liebeswerk ihm von Anfang an lebhaft ans Herz gewachsen war, ist er gelegentlich etwas mehr in die Oeffentlichkeit hervorgetreten; eine ganze Anzahl der großen Jahresfeste dieser Vereinigung hat er freudig mitgefeiert, dabei nicht selten von der Gattin oder der ältesten Tochter begleitet; auch hat er eine Reihe von Jahren dem Centralvorstand angehört, in den er just im nämlichen Jahre mit großer Stimmenmehrheit hineingewählt worden war, in welchem der damalige Berliner Großinquisitor Hengstenberg um einer freimüthigen protestantischen Prorektoratsrede willen ein heftiges Verdammungsurtheil wider ihn geschleudert hatte.

Ins kirchenpolitische Tagestreiben selbst hat er sich nie gemischt. Die Gründung der Protestantischen Kirchenzeitung, an der er betheiligt war, hat für ihn zunächst weit mehr der Forderung einer freisinnigen Theologie als einer freisinnigen Kirchenpartei gegolten. Es ist ihm eine Freude gewesen, in der dumpfen Zeit der fünfziger Jahre durch jene Zeitschrift eine unmittelbar erfrischende Wirksamkeit zu üben. Als aber dann das Blatt etwas in einen sich überstürzenden Liberalismus hereingerieth und allerlei Triviales und Ungeschicktes brachte, hat er seinen Namen aus der Redak-

tion streichen lassen, ohne doch seine Theilnahme als Einzelner daran ganz aufzugeben. Hatte er doch stets die Empfindung, daß er wohl zu einem Geschichtschreiber passe, aber gar nicht zu einem Zeitungskorrespondenten. Und weil er sich selbst immer gern unverworren sah mit dem geschäftigen, nothwendig einseitigen Treiben einer Partei, ist er auch dem Protestantenverein nie beigetreten.

Auch auf das öffentliche Leben des Staats und der Gemeinde hat Hase keinen unmittelbaren Einfluß zu gewinnen gesucht. Freilich war sein mittelbarer Einfluß in der Stadt Jena um so bedeutender, und die Bürgerschaft derselben war ihrem berühmten Professor so zugethan, daß, als einmal die undeutliche Kunde von einer geplanten Berufung nach auswärts durchgesickert war, eine ansehnliche Abordnung der Einwohner zu ihm kam mit der Bitte, Jena nicht zu verlassen. Auch hat er in Zeiten von Theuerung, Revolution und Krieg seine Kräfte nicht zurückgehalten, sondern durch besonnenen Rath und durchgreifende That erfolgreich mit zu helfen gewußt. Aber eigentliche Aemter, wie sie von einem Gemeinwesen zu vergeben sind, hat er nie bekleiden gemocht. Doch ließ die Stadt Jena nachmals an seinem Grabe durch ihren Bürgermeister aussprechen, daß sie ihn mit stolzer Freude und uneingeschränkter Verehrung ihren größten Ehrenbürger genannt hat.

Das Vertrauen seiner Mitbürger hätte ihn einst gern in den Landtag des Großherzogthums als Abgeordneten gewählt. Er, damals, also noch nicht zu lange nach der Burschenschaftszeit, in politischen Fragen schriftstellerisch rege thätig, hat es nach einigem Zögern doch abgelehnt wegen Kleinheit der Verhältnisse und da in dem kleinen Lande unter dem redlichen Fürsten der Landtag doch nur eine stille Rechnungskammer sein könne. Diese Ablehnung war der erste entscheidungsvolle Schritt der Verzichtung auf jedes praktische Eingreifen in die Politik.

Sehr freundlich gestalteten sich Hase's Beziehungen zu den Thüringer Höfen. Als er 1842 bei der Vermählung des Coburger Erbprinzen in seiner Würde als Dekan der theologischen

Fakultät zugegen war, hat es ihn doch gefreut, der Gast eines Fürsten zu sein, und, ohne irgend eine retractatio des Glaubensbekenntnisses von Hohenasperg, als Vertreter einer ehrenwerthen Korporation an seiner Tafel zu sitzen. Wirklich lebhaft und von gegenseitiger persönlicher Werthschätzung getragen wurde das Verhältniß zum Weimarischen Hofe. Bei den „gelehrten Abenden" in dem kleinen Kreise der Großherzogin-Großfürstin Maria Paulowna, die ihm stets das Ideal einer Fürstin gewesen ist als so naturgemäß vornehm und doch so freundlich sorgsam, hat er eine ganze Reihe von Vorlesungen gehalten, die immer dringend erbeten und eifrig gehört wurden. Zu ihrem Sohne, dem nachmaligen Großherzoge Karl Alexander und dessen Gemahlin, hatten sich schon 1852 in Italien nähere persönliche Beziehungen begründet, die bis zum Ende treulich festgehalten und fortgesponnen wurden, und Hase hat, ohne irgendwie höfisch zu werden, sich seiner Annäherung an dieses edle Fürstenpaar gern erfreut. Er hat den hohen Herrn als Gast in seinem Haus und als fleißigen Zuhörer in seinem Auditorium begrüßen dürfen und mit ihm oft Unterredungen gehalten, die bis in die Tiefen wichtiger Lebensfragen für Wissenschaft und Kirche führten.





IV. Streitschriften.

Streitschriften zu lesen ist nicht nach Jedermanns Sinn. Und zumal die theologischen Kämpfe gelten von Alters her ob ihrer rechthaberischen Zänkereien und der persönlichen Schmähsucht für besonders häßlich. Doch sind sie thatsächlich besser als ihr Ruf, sind es wenigstens im Wandel der Zeiten geworden. Man hat auch hier gelernt, auf dem Schlachtfeld der Geister mit Waffen des Geistes zu streiten, und nicht zum wenigsten durch Hase, der vor Allem ein hohes Vorbild dafür ist, wie man auch theologische Kämpfe in sachlicher Art und vornehmer Haltung ausfechten kann. Darum braucht vor seinen Streitschriften Niemand zurückzuschrecken.

Wie Keinem, der irgendwie eine Eigen-Persönlichkeit darstellt, Gegner fehlen werden, so sind auch ihm, dem weithin wirkenden Gelehrten von ausgeprägter Sinnesart, reichlich wissenschaftliche Gegner, wenig persönliche Feinde erwachsen. Er durfte mit Recht von sich sagen, daß er von Haus aus und in allen persönlichen Beziehungen als eine friedliche Natur bekannt sei, und doch ist ihm mehr als einmal in inneren und äußeren Kämpfen der Kirche die Feder zum Schwerte geworden, immer — wie er selbst gern zugab — gegen respektable Gegner. Freilich einen Streit um seiner selbst willen führen, war nie seine Sache, das widersprach durchaus seiner besonnenen und gerechten Art. So schrieb er einmal von Italien aus nach der Schilderung eines kleinen

Erlebnisses im Hinblick auf daraus zu ziehende Folgerungen: „Beide Reden wären gleichberechtigt. Und das ist wieder mein unglückliches Geschick, immer die beiden Seiten einer Sache zugleich zu sehen! Welch ein gefeierter Parteiführer hätte ich mit meiner leidenschaftlichen Feder nicht werden können, wenn ich bloß die eine Seite in ihrer ganzen Schärfe sähe!" Das Wort von diesem unglücklichen Geschick ist natürlich nur eine Scherzrede; es ist vielmehr eine Haupttugend Hase's und ein überaus großer Vorzug seiner Denkweise,, daß er stets auch den Gegner verstand und ernstlich versuchte, ihm so gerecht wie möglich zu werden. Das nahm seinen Streitschriften von vorn herein all jene gehässige Bitterkeit der Form, die man sonst so leicht mit Verdruß erlebt, und die der Sache, der man dienen möchte, eher schadet als nützt. Wohl mit allen Mitteln des Geistes wollte er kämpfen, aber auch nur mit ihnen; bloße Grobheit könne dabei nichts helfen. Auch das Eisen wirke am kräftigsten, wenn es geschliffen sei, und zwar als feiner Stahl.

Die innerkirchlichen Streitigkeiten, in denen Hase seine Klinge führte, gehören heute der Vergangenheit an, und über sie und ihre Bedeutung hat die Geschichte bereits das abschließende Urtheil gesprochen; doch auch die in ihnen verfaßten Streitschriften (die drei ersten hier angeführten Gruppen) kann man noch heute Jedermann zu lesen rathen: er wird Freude und Förderung dabei erfahren. Zudem sind sie als Quellen für die Geschichte der neueren Theologie unschätzbar als lebensvolle und eigenartige Urkunden für einen bestimmten Zeitabschnitt der protestantischen Wissenschaft.

1. Wider den vulgären Rationalismus.

Wie im 18. Jahrhundert die Aufklärung das gesammte Geistesleben beherrschte, ist sie naturgemäß auch in das religiöse und kirchliche Leben siegreich eingedrungen, und hat da unter dem Namen Rationalismus eine lange Zeit hindurch ihre Macht entfaltet.

Der Rationalismus erkannte das höchste Gesetz über alle

Religion im denkenden Geiste als einer natürlichen Offenbarung Gottes. Er forderte die Herrschaft des gesunden Menschenverstandes, der eine natürliche Religionslehre und die ernste Moral der Bibel als ihren wesentlichen Inhalt geltend machte, das Andere als Geburtshülle in verschiedener Weise beseitigend, mit der Absicht, aus dem gesetzlichen Kirchen- und herkömmlichen Bibelglauben das Christenthum zur reinen Vernunftreligion zu erheben. Die geschichtlichen Besonderheiten des Christenthums sollten immer mehr abgethan werden. Nach Hase's Wort: es war der Gedanke jenes Scholastikus, der es müde wurde, immer nur Kirschen, Birnen oder Aepfel zu essen, er wollte auch einmal Obst an sich essen.

Dieser Rationalismus mit seinem ungeschichtlichen Sinne und seiner kühlen Nüchternheit, von dem treffend gesagt worden ist, er sei keine üble Religion, aber eine schlechte Theologie gewesen, beherrschte bis weit in das 19. Jahrhundert hinein die protestantische Kirche, nicht nur in der allgemeinen Anschauung der Gemeinden, sondern auch in den regimentlichen Vertretungen der Konsistorien und in den wissenschaftlichen der Fakultäten. Einer seiner namhaftesten Vertreter war Röhr, der Generalsuperintendent in Weimar.

Er hatte sich schon als junger Pfarrer einen geachteten Namen erworben durch seine Briefe über den Rationalismus. Er suchte darin zu zeigen, wie Einer mit ganzem Herzen Rationalist und doch mit Liebe ein ehrlicher christlicher Lehrer sein könne. Darin kam allerdings auch die bedenkliche Stelle vor: wenn für den Pfarrer eine Kollision seiner Ueberzeugung mit den Pflichten seines Amtes eintrete, so müsse freilich ein Generalpächtervermögen dazu gehören, um dem Amte zu entsagen. Aber jene Briefe haben viele Zweifel beschwichtigt, sie haben eine Gesinnung im Zusammenhange dargestellt, die bei vielen achtbaren Geistlichen vorhanden war. Später wurde Röhr's Prediger-Bibliothek das Organ dieser rationalistischen Schule durch Jahrzehnte hindurch. Er war ein Charakter von klarem und starkem Willen, der Mann zum Führer einer Partei. In den Jahren seiner Kraft hat er immer das entscheidende Wort gehabt. Er hat seit 1820 in Herder's Nachfolgerschaft die Weimarische Kirche mit großer Energie

und mit Wohlwollen verwaltet, keineswegs ein gemüthloser Mann. Namentlich in Casualreden hat er oft alle guten Eigenschaften eines geistlichen Redners in sich vereinigt, wofür ein hervorragendes Beispiel seine musterhaften Trauerworte bei Goethe's Bestattung sind. Doch war aus Natur und Grundsatz ein kalter Verstand bei ihm vorherrschend; und innerhalb bestimmter Ansichten, die in seiner Jugend galten, ist er festgebannt geblieben, so daß die ganze nachmalige Entwickelung der Theologie ihm als Abfall von der Vernunft, als Unsinn und Heuchelei erschien. Daher erklärt sich auch die wenig vornehme Art, in der er seinen Streit mit Hase ausfocht. Bisher im ruhigen Besitze großer wissenschaftlicher und kirchlicher Macht spürte er mit einem Male durch die „Jungen" das Fundament seiner Herrschaft ins Wanken gerathen; und so griff er in einer Art Verzweiflung zu dem Mittel, das auch vor und nach ihm die „Alten" nicht ungern in solchen Entscheidungskämpfen wählten: er schmähte die Gegner als unbesonnene Schwarmgeister, die keine Treue und keine rechten Kenntnisse besäßen. Freilich zeigte sich's in diesem Streite bald, daß der feinere Witz, der reichere Geist und vor Allem das höhere Recht der Wissenschaft und des Lebens auf der Seite seines Gegners Hase war, und Niemand hat ihm glauben wollen, daß gegen ihn „renommistisch und jesuitisch" gestritten worden sei.

Röhr hatte selbst für Hase's Berufung nach Jena gewirkt, weil er in ihm, der gegen den gehässigen Professor Hahn in Leipzig das Recht des Rationalismus vertheidigt hatte, einen willkommenen und werthvollen Bundesgenossen erhoffte. Freilich wurde diese Hoffnung bald zu nichte. 1832 hatte er seine „Grund- und Glaubenssätze" als Glaubensbekenntniß nicht bloß der Schule herausgegeben, sondern auch an die theologischen Fakultäten Deutschlands gesandt als Glaubensbekenntniß der protestantischen Kirche. In ihrer ursprünglichen Fassung zeigte sich ein christlicher Charakter dieser Satzungen nur durch die Hinweisung auf das Beispiel Jesu. Die spätere Auflage wurde in Folge der Recensionen specifisch christlicher gewendet.

Zu den Recensenten der ersten Auflage hatte auch Hase gehört,

der in der Leipziger Litteraturzeitung eine sehr sachliche und achtungsvolle Besprechung veröffentlichte, in der er vor Allem den Mangel des eigentlich christlichen Charakters rügte. Er bezweifelte dann von vorn herein, ob die damalige in Parteiungen tief zerspaltene Zeit überhaupt geeignet zu einer Eintrachtsformel sei; denn wenn die einst gewagte Behauptung, daß die Rationalisten aus der Kirche zu schließen seien, mit Recht für gehässig und unprotestantisch anzusehen sei: so wäre ein Unternehmen der Rationalisten, durch welches ihre Gegner ausgeschlossen würden, auch nicht besonders christlich. „Ueberhaupt aber dünkt uns, daß eine wahrhafte Bekenntnißschrift der Kirche nur aus einem großen religiösen Ereignisse, das die Herzen eines Volkes oder Zeitalters begeisterte und einte, hervorgehen könnte ... Da nun solche Ereignisse zu machen, nicht der Menschen, sondern Gottes Sache ist: so ist unser Votum, daß die alten Symbole für jetzt noch leichter ertragen, als abgeschafft oder ersetzt werden können.“ Wenn aber in rein wissenschaftlicher Verhandlung von Seiten der Theologie versucht würde darzuthun, wie etwa ein neues Symbol in der Gegenwart beschaffen sein müsse, so würden als Maßstab der Beurtheilung drei Grundsätze aufzustellen sein, nach denen ein Symbol zu bilden wäre: 1. Es ist darin positiv der wesentliche Charakter des Christenthums, und negativ der wesentliche Gegensatz wider den Katholizismus auf unmittelbar religiöse Weise auszusprechen, nicht aber eine reflektirende und schulmäßige Auffassung der Dogmen. 2. Es muß eben dadurch umfassend genug sein, um keine der verschiedenen Auffassungsweisen, welche jetzt in der protestantischen Kirche neben einander gelten, willkürlich auszuschließen. 3. Es muß sich möglichst treu an das historisch Ueberlieferte anschließen.

Röhr antwortete mit einer bitterbösen Recension gegen die zweite Auflage des Hutterus redivivus, in der er Hase den Vorwurf machte, nirgends die altkirchliche Orthodoxie, sondern schellingisch-hasische Philosophie in kirchlichen Formen in diesem Buche dargeboten zu haben, vor dem die Jugend darum nur zu warnen sei, was doch einem Betruge sehr ähnlich gewesen wäre. Hase sandte ihm nun darauf hin das erste Heft seiner „Streitschriften“, in

dem er gegen Röhr wie auch gegen die Renaissance-Orthodoxie Hengstenberg's kämpfte, mit einem ehrerbietigen Begleitbrief, auf das doch nur ein zürnendes Absageschreiben folgte.

1836 gab Röhr ein eigenes Büchlein heraus „Anti-Hasiana", darin alle feindseligen Recensionen, welche seine Prediger-Bibliothek und die durch Wegscheider redigirte Hallische Litteraturzeitung gebracht hatte, versammelt waren. Darin wurde denn der Vorwurf wiederholt, der Hutterus sei nichts als eine bewußte, moralisch verwerfliche Täuschung, die Schrift vom Streite der Kirche sei eine Sache des wiedererweckten Jesuitismus, Hase's Streitschriften seien in einem unanständigen Tone der Anmaßung gehalten, er verfolge mit seinen Büchern gewisse persönliche Zwecke, weßhalb denn die Studierenden vermahnt wurden, sich vor dem Jenaischen Theologen als akademischen Lehrer zu hüten.

Hase antwortete darauf witzig und scharfsinnig, doch in der Form höchst sachlich, mit seiner Streitschrift „Anti-Röhr"; wie er schreibt trotz Lessing's großem Vorbilde, denn er wollte sich nicht mit Lessing vergleichen, noch weniger seinen Gegner mit Götzen, doch sei ihm der Titel wie von selbst aufgezwungen. Auch liege in einer Beziehung wirklich eine Vergleichung der beiden Streithändel nahe. In dem Götzischen Streit sei viel Persönliches und Leidenschaftliches eingemischt worden, doch sei es ein Streit zweier großer Principe gewesen: ein Kampf der neuen und der alten Zeit in der Theologie, die sich in dem Bibliothekare von Wolfenbüttel und in dem Hauptpastor von Hamburg persönlich trafen und maßen. Die beiden Männer waren einst gute Bekannte gewesen und zufällig wider einander gerathen; sie hätten ebenso gut jeder in Ruhe sitzen können, aber dieser Kampf mußte irgend einmal hervortreten, es waren Gedanken, es waren Geister, die in ihnen kämpften. — „Ich müßte mich gänzlich täuschen über das Antlitz meines Zeitalters, oder es ist abermals das Herandrängen einer neuen Entwickelung in der Theologie, ein Kampf des Geistes alter und neuer Zeit, der hier einen Professor in Jena und den Generalsuperintendenten von Weimar gegen einander geführt hat."

Die erste Antwort Röhr's erklang aus einem in Thüringen viel gelesenen politischen Tageblatt, der Dorfzeitung: Jena sei

empört über den alle edle Sitte vergessenden Streitschriftler; wenn die Studenten diesem Beispiel nachahmten, würden bald die alten Raufereien wiederkehren. Dann folgten offene Erklärungen von Röhr und Wegscheider: Hase sei zu grob, sie würden ihm gar nicht antworten. Doch machte sich rasch genug eine 2. Auflage des „Anti-Röhr" nöthig (1837), denn es handelte sich ja thatsächlich um den Kampf einer neuen Theologie mit der alten.

Hase bezeichnete treffend die Gründe, um derentwillen die dermalige Wissenschaft sich vom Rationalismus abgewandt habe: 1. das Erwachen religiöser Innigkeit, eines frommen Gefühlslebens im Volke, das nicht mehr Genüge finde an einer bloßen Verstandesreligion; 2. das Aufkommen eines strengen und liebevollen historischen Sinnes für die Zustände der Vergangenheit; und 3. die Unsicherheit dessen, was eigentlich als Vernunft gemeint sei, da es doch zumeist nicht die philosophische Vernunft, sondern der populäre Hausverstand sei.

Damit waren die drei grundsätzlichen Fehler des alten Rationalismus richtig erkannt. Vor Allem der Mangel an jedem geschichtlichen Sinn, an jedem Verständniß für die Vergangenheit, für die nothwendigen, allmählich und langsam fortschreitenden Entwickelungen der Vernunft. Hase hatte dabei besonders den dogmatischen Rationalismus im Sinne, für welchen die Vernunft eine zu allen Zeiten gleiche und von vorn herein fertige ist, der alles Unvernünftige d. h. Alles, was der Vernunft der aufgeklärten Subjekte aus dem 18. oder 19. Jahrhundert widerspricht, auf Betrug und Verdummungsstreben der Priester und Machthaber zurückführt; für den die alten Dogmen der Kirche nichts sind als sinnloser Aberglaube und die Dogmengeschichte nichts als eine Geschichte der menschlichen Narrheit, und der überhaupt so wenig Auge und Empfänglichkeit für das Besondere und Persönliche hat, daß er dieses als das Unwesentliche, als nur örtlich und zeitlich bedingt, abstreift, um das allgemein Vernünftige durch solche Vernichtung herauszufinden. Dem gegenüber stand Hase ganz auf dem Boden der damals sich anbahnenden modernen Bildung. Er wie kein Anderer hat mit feinstem Sinn und Geschmack und mit besonderer Vorliebe für alle kleinen Züge sich

dem Persönlichen und Eigenartigen in der Geschichte zugewandt, er wie kein Anderer hat die Kunst verstanden und ausgebildet, sich in die Vergangenheit und ihren Geist verständnißvoll und liebend zu vertiefen, aus ihm heraus zu reden und zu argumentiren, zur großen Verwunderung und Verwirrung der Rationalisten, die ihn für einen gefährlichen Orthodoxen hielten, in welchem ein naturphilosophischer Geist den Dogmatismus der alten Kirchenlehre befruchte, und sich selbst unähnlich mache, dabei den ungeübten Sinn leicht in einen für evangelische Ueberzeugung gefährlichen Schwindel versetze.

Nicht minder wahr ist Hase's anderer Vorwurf gewesen, daß der alte Rationalismus die Innigkeit des religiösen Lebens verflache, das Recht des Gefühls hintansetze und deßhalb bei dem neuen Erwachen des religiösen Sinnes im Volksleben von allen tieferen und ernsteren Gemüthern verlassen sei. Hase berief sich hier vor Allem auf Schleiermacher und auf den großen Fortschritt, der durch dessen Lehre vom „Gefühl" begründet worden, auf die Trockenheit der rationalistischen Predigten, auf die Verkehrtheit des Grundsatzes, daß man mit der geistlichen Redeweise nur durch den Verstand auf das Gefühl wirken könne, auf die Mißhandlung und Verstümmelung der alten Kirchenlieder durch die Rationalisten, auf ihren völligen Mangel an Geschmack und poetischem Sinn, auf ihren unverständigen Haß gegen die „Mystik", die als das ärgste Schimpfwort allen über sie Hinausgehenden entgegengeschleudert wurde. Dabei ist er sich klar bewußt, daß ein bloßer Gefühlsmensch auch etwas Einseitiges sei, aber Jedermann wisse doch, daß auf der höheren Stufe menschlicher Bildung Verstandes- und Gefühlsentwickelung neben einander Raum hätten, jedes in seinem Kreise.

Endlich auch der dritte Vorwurf, daß es den Rationalisten an jeder wissenschaftlichen Schärfe und Kraft gebreche, daß die von ihnen gepriesene und einzig angewendete Vernunft nichts sei als der nüchternste Verstand, war vollkommen berechtigt. Hase traf das Richtige, wenn er darauf aufmerksam machte, daß diese Vernunft von der Vernunft in höherem philosophischen Sinne gar nichts an sich habe, sondern nur der Niederschlag der Durchschnittsbildung sei, mehr

ein Ergebniß der Vergangenheit, als ein Fortschritt für die Zukunft, und nie im Stande, strenger Wissenschaft als Quelle und Richtschnur zu dienen. Er zeigte ferner schlagend, daß diese Vernunft einen wirklichen Beweis, eine gedankliche Entwickelung zu führen unfähig sei, daß sie nur in beständigem Orakeln, Behaupten und Aburtheilen bestehe und also auf den Dogmatismus, welchen sie bekämpfe, und auf die kleinlichste und gehässigste Verdammungssucht gegen alle höheren, von ihr unverstandenen Geisteserscheinungen zurückfalle. Dieses beliebte Berufen auf den bloßen Menschenverstand wolle in der Wissenschaft nicht mehr sagen, als das Berufen der Mystiker auf heiliges Gefühl und innere Erleuchtung. Bei beiden könne das Materielle, das Dogma, welches sie behaupten, wahr sein: aber wissenschaftlich sei durch solche Berufung die Wahrheit nicht dargethan.

Und bei alle Dem war Hase selbst ein Rationalist, wenn auch einer anderen und höheren Ordnung. Er bekennt selbst, daß er sich des geistigen Bandes mit diesem Rationalismus recht wohl bewußt sei. Auch habe er nicht den christlichen, sondern den wissenschaftlichen Gehalt dieser Schule angegriffen. Aus der Wissenschaft der Kirche müsse sie freilich verschwinden, aber als Geist und Princip, richtiger also als rationales Princip müsse der Rationalismus allezeit fortleben, wenn man das Recht so nennen wolle, über alle Satzungen einer historischen Religion frei zu urtheilen. Diese rationale Theologie werde bleiben, während ihre erste systematische Gestalt von einer höheren Bildung überschritten würde.

So ist es geschehen. Und daß es so kam, daß dieser alte Rationalismus thatsächlich seine Herrschaft aufgeben mußte und sich aus der Wissenschaft zurückzog, ist wesentlich ein Verdienst Hase's, über den ein theologischer Gegner, der Lutheraner Kahnis, sagte: „Es war Hase vergönnt, in dem Prozesse, welcher seit Anfang des Jahrhunderts gegen den Rationalismus geführt worden ist, das wissenschaftliche Endurtheil zu sprechen.“

Hase persönlich wurde der Streit nicht leicht, obgleich er frohen Muthes war im Bewußtsein des Siegs und einer guten Sache. Auch wurde seine Stellung dadurch insofern auf lange

Zeit vereinsamt, als die nur liberale Partei ihn als Gegner ansah, der neu-orthodoxen aber und der halbgläubigen Mittelpartei er doch fremd blieb. Doch hat ihn das allgemeine Urtheil getröstet, daß er den Streit in ehrbar ritterlicher Weise geführt habe.

Als er von befreundeter Seite gebeten wurde, nach diesem siegreichen Waffengang den Streit um Röhr's willen womöglich ruhen zu lassen, hat er das, als ohnedem in seiner Absicht liegend, gern versprochen, wiefern seine Gegner ihn nicht durch neue Angriffe zur Vertheidigung nöthigen würden. Die haben es doch vorgezogen zu schweigen. Und mit Röhr selbst kam Hase schließlich noch wieder in ein höflich achtungsvolles persönliches Verhältniß, wenn er auch den alten Herrn nie wieder zu sehen bekam. Als auch der andere Hauptrationalist Wegscheider ihm die letzte Ausgabe seiner Dogmatik von 1844 mit achtungsvollem Gruße zuschickte, hat er auch diesen Gegner wegen seiner Versöhnlichkeit persönlich achten gelernt, und es that ihm von Herzen wohl, daß diese Schule des Rationalismus nicht in unversöhntem Grolle mit ihm aus der Welt gegangen ist.

Wie die Wogen sich gelegt hatten, auch die Hauptgegner eine Weile im Grabe ruhten, hat Hase 1854 das Schlußergebniß der langen Verhandlung ziehen können in dem Aufsatz vom „Untergang des Rationalismus". Er wiederholte: auf dem Boden der Wissenschaft sei der alte Rationalismus abgestorben. Aber jenseits des geistlichen Standes, alle auf der Universität Gebildeten, also die ganze Schar der Beamten, Advokaten, Aerzte und Philologen, dieser ganze einflußreiche Mittelstand nehme bis auf einen verschwindend kleinen, der pietistisch-orthodoxen Richtung zugefallenen Theil, nur in der Weise jenes Rationalismus an der Kirche Theil. Und es könne auch gar nicht anders sein nach dem ganzen Stande der weltlichen Wissenschaften und unserer klassischen Litteratur. Dem denkenden Geiste gebühre eben die letzte Entscheidung über dasjenige, was er aus irgend einer geschichtlich gewordenen Religion sich anzueignen vermöge. Und so sei der Rationalismus seinem innersten Wesen nach als mit dem freien Rechte des Einzelnen durch den Protestantismus nothwendig geworden und werde in

diesem Sinne so lange bestehen „bis wir Alle, vom heiligen Geiste belehrt, nicht bloß Träume und Gesichte haben, sondern die Wahrheit schauen wie sie ist“.

2. Wider den orthodoxen Pietismus.

Als herrschende Strömung in den kirchenleitenden Kreisen wurde der Rationalismus durch eine neue Orthodoxie abgelöst. Gegenüber der trockenen Verstandesherrschaft war zunächst der Sinn für das Gegebene, Naturwüchsige, Gewordene mächtig erwacht. Der Geist der Romantik war eingezogen, die gewaltige Gegenbewegung des 19. Jahrhunderts gegen das 18. Und es kam ein romantischer Protestantismus auf, eine Frömmigkeit, anfangs nur die wieder aufgelebte religiöse Innigkeit und Energie bei freiem Geisteswirken, und das kirchliche Gemeingefühl auf dem Grunde altväterlicher Ueberlieferung, dann in theilweiser Verzichtung auf den eigenen Gedanken. Schleiermacher hatte es weissagend geschrieben: „Der Boden hebt sich schon unter unseren Füßen, wo diese düsteren Larven auskriechen wollen, von enggeschlossenen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb jener Umschlingung eines alten Buchstabens für satanisch erklären.“ Und Karl August klagte in seinen letzten Tagen beweglich gegen Wilhelm von Humboldt über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freien Geistesregungen: „Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen.“ Und so geschah, was die Väter und Großväter sich wahrlich nicht hatten träumen lassen: die Orthodoxie war in Deutschland wieder eine Macht geworden. Sie besetzte bald den größten Theil der höheren Kirchenstellen, gelangte in mehreren Fakultäten rasch zur unbedingten Herrschaft und schuf sich einen Mittelpunkt in der Evangelischen Kirchenzeitung, die 1827 von dem Berliner Professor Hengstenberg gegründet wurde. Der hatte in seiner Jugend zu den demokratischen Altdeutschen gehört und damals noch die These vertheidigen können: „Wer Christum im Alten Testament sucht, treibt Allotria.“ Nach-

mals ist seine Entwickelung mit dem Zuge der Zeit nach rechts gegangen. Von Haus aus reformirt, wurde er eifrig unirt, dann streng lutherisch. Nach seiner Meinung war die Aufgabe der Kirche in der Gegenwart die Versöhnung der Orthodoxie mit dem Pietismus, der Rechtgläubigkeit mit der Innigkeit des Glaubenslebens. Er war ein gelehrter Theologe, doch der streitlustige Parteimann in ihm so stark, daß selbst ein so maßvoller und angesehener Träger vermittelnder Theologie wie Julius Müller versicherte, ein ehrlicher Streit mit Hengstenberg sei gar nicht möglich, und es bleibe nichts übrig, als seine Angriffe als unehrenhaft einfach abzuweisen. Seine Zeitung war voller Untersuchungen, ob dieser oder jener Zeitgenosse ein Christ sei oder ein Heide. Sie nannte die Rationalisten mit Taufwasser begossene Heiden. Auch sonst fand sich in ihr viel Häßliches und manches Abgeschmackte, namentlich bei den Jahresrückblicken, die Hengstenberg liebte in alttestamentlichem und apokalyptischem Stile zu schreiben. So wird einem als möglich damals erwogenen Bunde mit Frankreich 1855 das „Gebot Gottes" entgegengehalten 5. Mos. 7, 2—4: „Und sollst dich mit ihnen nicht befreunden ... denn sie werden eure Söhne mir abfällig machen, daß sie andern Göttern dienen; so wird dann des Herrn Zorn ergrimmen über euch, und euch bald vertilgen." Dagegen müsse unsere Neigung Rußland gehören, weil seine Truppen mit dem Gloria in den Krimkrieg gezogen seien. Und besonders erbaulich erscheint es Hengstenberg, daß 5. Mose 28, 59 die zur Strafe für mancherlei Frevel angedrohte Krankheit, die der Herr macht, im Grundtext heiße choli ra. Dazu kamen viele alberne Beurtheilungen Goethe'scher und Schiller'scher Verse vom Standpunkt dessen aus, was Hengstenberg für Christenthum hielt, mit häßlichen Verdächtigungen ihrer Persönlichkeiten. Auch war es ein besonderes Kennzeichen dieser pietistischen Orthodoxie, daß sie politisch konservativ die Unmündigkeit des Unterthanenverstandes und das absolute Recht der Könige vertrat. Der heilige Geist, so hieß es, könne leichter das Herz eines Landesfürsten als die ganze Volksgemeinde regieren.

Gegen Hase hat Hengstenberg den Streit 1857 mit besonderer Heftigkeit geführt, als der in seiner Kirchengeschichte ein durchaus

ruhiges Bild der neu aufgekommenen Richtung geboten hatte. „Leider hat Dr. Hase sich erlaubt, in seiner Kirchengeschichte mit Berufung auf Quellen wie die Röhr'sche Prediger-Bibliothek und die Allgemeine Zeitung mit Phrasen und Lästerung die Evangelische Kirchenzeitung in einer unwahren Weise zu charakterisiren oder vielmehr zu verketzern, wobei er zugleich mit einer hier und da eingestreuten Anerkennung den Schein der Unparteilichkeit zu behaupten sucht." Hase hat doch mit gutem Recht und Gewissen auch in den folgenden Auflagen wesentlich dasselbe drucken lassen können. Ihm war es ein unendlich peinlicher Gedanke, diese ganze Art religiösen Lebens nur erkaufen zu sollen mit dem Verzicht auf die bisherige Bildung Deutschlands, und es ging ihm wider die Natur, zu sehen, wie das deutsche Volk diejenigen, in denen es bisher seine geistige Herrlichkeit geschaut, in denen es seine Einheit gefühlt hatte, nun als Heiden und Phrasenmacher in den Winkel werfen sollte, wie denn am Schillertage einer von den neuen Lutheranern in der Hofkirche zu Ludwigslust den Gefeierten geradezu einen Antichristen zu heißen gewagt hatte. Dazu diese Art des Politiktreibens, die es fertig brachte, das Volk mit Kindern zu vergleichen, die Eigenthum der fürstlichen Hausväter seien, mußte Hase's freiheitlichen Sinn empören; er nannte das politische Servilität.

In den späteren Auflagen der Kirchengeschichte hat Hase dem vorher Verfaßten und Stehengebliebenen noch zwei weitere kennzeichnende Merkmale hinzugefügt: die Gefährdung der Wissenschaft, dieses edlen Charisma der protestantischen Kirche Deutschlands, und die Hinneigung zum Katholizismus als eine Zurückwendung zu einer vergangenen Bildung, die dadurch als feststehende, unfehlbare angesehen wurde.

Schon früh hatte Hase sich in seinem ersten Hefte der „Streitschriften" gegen die Evangelische Kirchenzeitung wenden müssen, als sie 1830 sein „Leben Jesu" heftig angriff. Daß das Buch dieser Zeitschrift höchst mißfallen habe, verstehe sich von selbst — meint er darin —, und er hoffe, auch nie etwas zu schreiben, das ihr gefallen solle. Doch hielt er es für nöthig, an einem Beispiele zu zeigen, wie sich die Kirchenzeitung der Wissenschaft

gegenüber gebärde. Und so weist er nach, wie maßlos tendenziös mit Weglassungen aller Art der Inhalt seines Buches wiedergegeben und der Verdammung preisgegeben worden war, obgleich der Referent ausdrücklich bemerkt hatte, daß er die angeführten Stellen so entnommen habe, daß der Sinn dadurch nicht entstellt sei. Denn der Grundgedanke des Kritikers war nur der, zu beweisen, auf welchem wahrhaft bedauernswerthen Standpunkte christlicher Ungewißheit und Zerworfenheit Hase stehe. Dazu kam der Hauptvorwurf, daß Hase von diesem unseligen und vom Vernunfthochmuthe veranlaßten Standpunkte aus, die heilige Geschichte anders nicht als die profane anzusehen, das Heilige in den Staub gezogen habe, „denn Staub ist, was nicht göttlich ist, und er entgöttert unsere Christologie vom Anfang bis zum Ende; vielleicht nur ärger und gemeinschädlicher, je mehr sich sein Beginnen gelegentlich auch hinter einem Nimbus von Gefühl, Frömmigkeit und von Gerechtigkeit verhüllt".

In der That — erwidert Hase — kenne er, abgesehen von äußeren Formen, die jeder Wohldenkende dem erweisen werde, was Organ des religiösen Glaubens sei, keinen wesentlichen Unterschied in der Behandlung einer heiligen und profanen Geschichte. Es komme bei beiden nur darauf an, aus echten und ursprünglichen Denkmalen die Wahrheit zu erforschen. Das sei das Recht des Protestantismus und die Forderung der Wissenschaft. Alles Andere sei Vorurtheil. Der Muhammedaner und der Buddhist fordere Privilegien für seine heilige Geschichte mit demselben Rechte wie der Katholik. Es sei dasselbe Verlangen, wie wenn der Priester, abgesehen von den ehrerbietigen Formen, die seinem Stande gebühren, mit einem anderen sittlichen Maße gemessen sein wolle, als jeder andere Mann. Eine Unterscheidung von heiliger und profaner Geschichte für die wissenschaftliche Behandlung sei engherzig und nicht der Wirklichkeit entsprechend.

Gegen den erhobenen Vorwurf der Leichtfertigkeit und Aehnliches sich zu vertheidigen hatte Hase leichtes Spiel, und er hat es mit all der äußeren Eleganz seiner Schreibweise und der inneren Vornehmheit seiner Gesinnung bald gewonnen, obgleich ihm der unverständige Kritiker gerade seine Schreibart als taktlos vorgehalten

hatte, weil sie verriethe, wie ihm der demüthige, schlichte und einfache Sinn des echten Jüngers Jesu abgehe.

Noch oft ist Hase ein Gegenstand Hengstenberg'scher Verdammung geworden; „immer derselbe", rief der ihm höhnend zu, und ward nicht müde, vor dem flachliberalen Kirchenhistoriker und der ganzen Jenaischen Fakultät zu warnen. In mancherlei kleinen Aufsätzen hat sich Hase dagegen verwahrt. In einer Prorektoratsrede (der dritten 1855) hat er dann „die Entwickelung des Protestantismus" nach seiner Weise dargelegt, davon durchdrungen, daß es seine Pflicht sei, Zeugniß abzulegen für den Genius der Universität Jena. Danach sei dasjenige, was gern ein Abfall vom Dogma der Vorzeit und vom Bekenntniß der Kirche gescholten werde, vielmehr eine Entwickelung. Entwickelung eines religiösen Prinzipes aber sei diejenige Umgestaltung, welche schon in seinem Keime angelegt, durch innere Nothwendigkeit hervortretend, das wesentliche seines religiösen Inhalts bewahre. Daher jede Umgestaltung — aber auch nur sie — innerhalb der evangelischen Kirche für ihre Entwickelung zu halten sei, welche aus den Grundgedanken des Protestantismus hervorgegangen und sie festhaltend nicht aufhört, das Heil allein auf Christus zu gründen. Nur denen, die auf dem durch die Entwickelung der Vergangenheit anheimgefallenen Standpunkt verharren, erscheine die Fortbildung als Abfall. So sei einst Paulus als ein Abtrünniger gescholten und Luther als ein abgefallener Mönch geschmäht worden, da sie doch genöthigt waren, nach neuen Formen für das erstarrte Leben der religiösen Genossenschaft zu suchen. Und immer seien es innere Widersprüche der religiösen Idee gegen ihre bisherige Verwirklichung, welche ins Bewußtsein tretend zur Entwickelung trieben.

Von diesem wissenschaftlichen Standpunkt der Gegenwart aus bespricht Hase nun die einzelnen Kirchenlehren von der Autorität der Bibel, von der Rechtfertigung, von den Sakramenten, von Christus. Hiergegen erhöbe sich nun neuerdings eine Erneuerung der ersten, fast versunkenen Gestalt des Protestantismus. „Wir verkennen nicht, daß diese Reaktion der Orthodoxie mit dem religiösen Ernste zusammenhängt, der durch große Volksgeschicke er-

weckt gegen die Gleichgültigkeit und gegen den Unglauben ankämpft, diese Bastarde der Freiheit. Aber nach einem geschichtlichen Gesetze hat das Aeußerste des Unglaubens einen Ueberglauben hervorgerufen, der in Deutschland durch romantische Neigungen, endlich auch durch politische Absichten gefördert worden ist." Dagegen sei festzuhalten, daß in einem langen Entwickelungskampfe das deutsche Volk nicht über die Frömmigkeit, wohl aber über die Orthodoxie seiner Väter hinausgeschritten sei; und die Theologie bezeuge eben dadurch das Recht dieses Hinausschreitens, daß sie auch die einstmalige Nothwendigkeit und den Tiefsinn der ersten Gestaltung des Protestantismus zu würdigen verstehe. Sollte die Orthodoxie wirklich siegen, so wäre es doch nur eine Geistlichkeitskirche ohne Grundfesten in der Gemeinde, und sie würde über irgend eine subtile Bestimmung des Unbestimmbaren sich bald unter einander selbst anfallen, wie sie vordem gethan und es bereits wieder begonnen habe. Aber viel weniger sei dieser Sieg zu fürchten, als der furchtbare Gegenstoß des Widerwillens und Unglaubens, wenn der Volkswille sich wieder einmal Bahn brechen werde. Nur der freien Entwickelung gehöre die Zukunft. Gerade die Freiheit habe Jena im großen Geisteskampfe vor verbitterter Leidenschaftlichkeit bei edler Maßhaltung bewahrt. „Laßt uns gottergebenen Muthes, in edler Sitte, und friedliebender Anerkennung fremder Besonderheit, der wahren Freiheit würdig leben, die sich eine Freistätte gegründet hat auf dieser Universität; und der Allmächtige wolle gnädig wie bisher über ihr walten."

Diese Rede fand viel Anfeindungen. Und wie die Protestantische Kirchenzeitung gegründet worden war als ein Sammelplatz für die, welche der wissenschaftlichen und kirchlichen Reaktion widerstehen wollten, ist Hase damals um die Mitte der fünfziger Jahre eine kurze Zeit lang journalistisch ziemlich rege thätig gewesen. Gegenüber Hengstenberg, der nachrechnete, daß trotz aller erregten Artikel des D. Hase gegen die Orthodoxie und ihre Vertreter die auswärtigen Theologen Jena mehr und mehr mieden, und nur der Zwang die Hörsäle der dortigen Professoren vor völliger Verödung schütze, konnte Hase am Gegenexempel erhärten, daß thatsächlich die Jenaer Fakultät von mehr Ausländern



besucht sei als Berlin, die Hochburg neumodischer Gläubigkeit, und daß die Zahl der Theologie Studierenden überhaupt an der Thüringer Universität von Jahr zu Jahr zunehme. Und wenn Hengstenberg höhnisch spottete: es schiene, daß die sächsischen Herzogthümer dazu ausersehen seien, der bedrohteste Theil der evangelischen Landeskirchen Deutschlands, ein deutsches Galiläa der Heiden zu sein, so hatte Hase das Recht und die Lacher auf seiner Seite, wenn er diese biblische Anspielung vielmehr gegen den Berliner Ketzerrichter selbst kehrte, denn gerade nach der citirten Schriftstelle scheine es doch Jesus in dem bescheidenen Galiläa immer noch besser gefallen zu haben, als in dem glaubensstolzen hierarchischen Jerusalem.

Als nach der jenaischen Jubelfeier allerlei hämische Kritik losbrach und man sogar darüber sich erzürnte, daß die Festpredigt (von Schwarz) der Universität nicht „Buße und wiederum Buße" gepredigt habe, hat Hase in feinem Spott eine treffende Gegenerklärung verfaßt, und das schöne Fest nach seinem Grundton warm vertheidigt. Auch auf Schmähartikel persönlichster Art und gemeinsten Inhalts hat Hase damals antworten müssen; er hat es gethan in der Art Friedrich des Großen, daß er die Pasquille tiefer hängen ließ, damit sie Jedermann lesen könne, und hat bei der Erwiderung streng vermieden, gleich schmähsüchtig oder persönlich zu werden. Im letzten Grunde hat er den Untergang dieser neuen Orthodoxie und das Ende ihres kirchenpolitischen Einflusses doch für nicht allzufern entgegengesehen und darüber das Endurtheil gefällt: „Es wird dann eine wirklich kleine, nicht mächtige, aber reinere Partei werden, und wenn sie allmählich in die Einsamkeit versinkt, wird es gelten, das Wahre und Gute, was doch auch in ihr ist, der großen Kirche zu bewahren."

3. Wider den Tübinger Liberalismus.

D. Ferdinand Christian Baur, ein Theologe von gründlich historischer Gelehrsamkeit, großem Wissensreichthum und spekulativem Scharfsinne, hatte zum ersten Male die bei der Dogmen-

geschichte gebräuchliche Forschungsweise auch auf die neutestamentliche Kritik ausgedehnt und so die biblischen Schriften mit in den Strom der Geschichte hineingezogen, um hinter das Geheimniß ihrer Entstehung zu kommen. Damit war eine neue Gestalt der christlichen Litteraturgeschichte des 1. und 2. Jahrhunderts entstanden. In ihrer ersten vollen Schärfe lauteten die Ergebnisse seiner Untersuchungen (nach Hase's Darstellung in der Kirchengeschichte) so: Das ursprüngliche Christenthum war Judenthum, nur daß sein Messias als bereits gekommen geglaubt wurde. Jesus, dieser Messias, sei eine nebelhafte Gestalt, von der nur sicher die Erfüllung des Gesetzes sei, die er forderte und eine Sündenvergebung, die er für die Verfehlung verkündete. Dieses Christenthum sei daher nichts Anderes gewesen als Ebionismus. Erst durch Paulus sei das Christenthum als die sittlich freie Religion der Menschheit entstanden. Aber Paulus war nicht siegreich gegen die alten Apostel, mit denen er in unversöhnter Feindschaft blieb. Nach seinem Tode ist die von ihm ausgehende Richtung ganz unterdrückt, erst allmählich im 2. Jahrhundert wieder emporgekommen, in langem zweifelhaften Kampfe. Die ganze Litteratur des Neuen Testaments sind Urkunden dieses Kampfes und Ausgleichungsversuche. Von jener sind echt nur die vier großen paulinischen Briefe an die Galater, Römer und Korinther, die Offenbarung wenigstens noch ein Denkmal des Urchristenthums, wohl von der Hand des Apostel Johannes. Unser Matthäusevangelium die Ueberarbeitung eines judenchristlichen Evangeliums in paulinischem Sinne gegen Ende des ersten Jahrhunderts; das nach Lucas genannte in den ersten Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts in paulinischem doch ausgleichendem Sinne geschrieben, ebenso die Apostelgeschichte, in welcher der Führer des Judenchristenthums paulinisch dargestellt werde und Paulus voll ungeschichtlicher Zugeständnisse an den Ebionismus. Marcus sei nur ein Auszug aus Matthäus und Lucas. Die andern neutestamentlichen Schriften verfaßt in dem vermittelnden Sinne des 2. Jahrhunderts. Endlich nach der Mitte dieses Jahrhunderts sei eine Dichtung erschienen, welche zur Ausgleichung aller Gegensätze den Logos-Christus erschuf als Weltherrscher, ein Evangelium als im Namen

des Lieblingsjüngers Johannes geschrieben, unter dem die ebionitische und paulinische Partei sich einte zur katholischen Kirche.

Hiermit war die ganze hergebrachte Geschichte des Urchristenthums umgekehrt. Paulus erschien als der wahre Gründer des Christenthums, die Apostel Jesu als seine bitteren Gegner.

In seinem großen dogmengeschichtlichen Werk ist Baur darin Hegel gefolgt, daß er von den Personen als den Trägern der Geschichte fast ganz absah, und die Geschichte des Dogma als nothwendige Fortbewegung der nach ihrem daneben logischen Gesetz sich selbst treibenden Idee betrachtete. Damit war dann naturgemäß die persönliche Freiheit geleugnet.

Manche Rede aus dieser bedeutsamen Schule war gegen Hase gerichtet gewesen. Um sich mit ihr aus einander zu setzen veröffentlichte er 1855 „Die Tübinger Schule. Sendschreiben an Herrn D. Ferd. Chr. von Baur," in der er nicht in der unfehlbar sich dünkenden fanatischen Weise, mit der damals gegen die Tübinger Gelehrten gekämpft wurde, sondern mit der Aufrichtigkeit stritt, wie sie Männern, welche ihr Leben der Erforschung der Wahrheit geweiht haben, natürlich sei, um eine Verständigung zu suchen.

Der erste Abschnitt behandelte die johanneische Frage. Hier hatte Hase sich bisher in seinem Leben Jesu nicht entschließen können, die apostolische Augenzeugenschaft aufzugeben, und war darüber von Baur angegriffen worden als in einem unklaren Standpunkt befangen geblieben, dazu in schwebender und schwankender Darstellung. Hase verwahrt sich hiergegen und behauptet nach wie vor die Augenzeugenschaft, giebt aber zu, daß die Erinnerung des Johannes an Aeußerlichkeiten, die er nur einleitungsweise erwähne, nicht treuer sei als Goethe's Erinnerung in Wahrheit und Dichtung an seine Jugend war; daß seine Darstellung, die eine Absicht nicht nur verrathe, sondern mit großartiger Offenheit ausspreche, allerdings der Erforschung des objektiven Thatbestandes zuweilen weniger günstig erscheine, als die naive, unwillkürlich entstandene Ueberlieferung, aus der die drei andern Evangelien schöpfen; endlich, daß seine Logoslehre ihn zu Voraussetzungen veranlasse oder zu Annahmen geneigt mache, die

dem noch erkennbaren Thatbestande widersprechen. In den Irrthümern des vierten Evangeliums liege aber kein Zeugniß gegen den Augenzeugen. Wer unter dem Kreuze gestanden und danach den Jubel der Auferstehung erlebt habe, dem mochte Christus sich leicht ausschließlich als der Gekreuzigte und Auferstandene darstellen, wie das bei Johannes der Fall sei. Zudem müsse ein großer Apostel nicht auch ein großer Geschichtschreiber sein. Johannes habe sein Evangelium lange nach Jesu Tode geschrieben, ihm sei der Gedanke an den geliebten Meister im Laufe der Jahrzehnte zusammengeflossen mit der hellenistischen Logoslehre, aber sein Dogma habe ihn nicht um den Hauch frischen menschlichen Lebens gebracht, durch den goldenen Panzer des Logos fühle man in hundert kleinen anschaulich erzählten Zügen den Pulsschlag des menschlichsten Herzens, an dem er gelegen hatte; ein fremdes Himmelswesen ist an die Stelle des geliebten Menschen getreten, während die persönlichste Erinnerung dasselbe immer wieder mit der lebendigsten geschichtlichen Wahrheit durchdringt.

Gegen das üblich gewordene Urtheil, der Apostel Johannes habe entweder nicht die Offenbarung oder nicht das Evangelium verfaßt, macht Hase geltend, daß Johannes sich sehr wohl von einem noch judenchristlichen Standpunkt zu einer größeren Auffassung der Person und des Werkes Jesu und zu einer fortgeschritteneren religiösen Meinung habe im Lauf einer langen Zeit entwickeln können.

Im zweiten Theil bespricht Hase Ebionismus und Paulinismus. Er erkannte zunächst freudig an, daß die Tübinger Schule der Evangelienkritik eine mächtige Anregung gegeben und Vielen die Augen erst aufgethan habe über den langen schweren Entwickelungskampf, welchen die apostolische Kirche zwischen Judenthum und Paulinismus zu durchleben hatte. Wenn aber diese Schule das paulinische Christenthum auch in den heidenchristlichen Gemeinden lange als gefährdet, wo nicht unterdrückt beschreibe, den Kampf unentschieden bis um die Mitte des 2. Jahrhunderts fortwogen und die ganze kirchliche Litteratur bis dahin aus Streit- und Vermittelungsschriften erwachsen, endlich fast alle historischen Erinnerungen der Kirche durch die Parteistellung in diesem Kampfe

bedingt und gefärbt sein lasse: so käme es ihm vor, als [illegible] der an sich berechtigte und bedeutende Gedanke, wie es zu [illegible] hen pflege, seinen Urheber weit über das gerechte Maß [illegible] habe. Die Entwickelung, welche Paulus dem Christenthum [illegible] habe, sei nicht etwas Selbstschöpferisches gewesen, sondern [illegible] Wesen desselben von vorn herein enthalten, nur eine [illegible] des Princips und letzten Willens Jesu. Allerdings sei der [illegible] linismus in seinen schärfsten Spitzen, Rechtfertigung [illegible] Glauben allein und unbedingte Prädestination, in der [illegible] lichen Kirche nie zur vollen Herrschaft gelangt, sondern [illegible] leichter gefaßten Glauben gesellte sich die fromme [illegible] in ihrem tiefen Grunde die Liebe. Allein das war die [illegible] dem Heidenapostel nicht fremde Lehre des Herrn. Wir [illegible] demnach unter dem Paulinismus im üblichen weiteren [illegible] das von den Banden des jüdischen Gesetzes gelöste Christ[illegible] dem jenes nur als ein Pädagog und Prophet auf Chris[illegible] Und diesen Sieg seiner Sache hat Paulus zweifellos [illegible] erlebt.

Das dritte Kapitel ist überschrieben: Die Perioden der [illegible] geschichte. Baur, der Schüler Hegel's, hatte an Hase's [illegible] getadelt, daß die Ideen, welche die Geschichte beherrschen, [illegible] bewußt und bestimmt genug hervorträten gegen das [illegible] es fehle ihm nicht an leitenden Gedanken und Reflexionen, [illegible] das Thatsächliche, Specielle, Konkrete dränge sich zu [illegible] allgemeinen Gesichtspunkte vor, von welchem aus es [illegible] verstanden werden könne; die Momente der allgemeinen [illegible] tung würden meistens nur in kurzen aphoristischen Sätzen [illegible] in einer zusammenhängenden und motivirten Entwicklung [illegible] ben. Hase räumt das vollständig ein, findet sich aber, [illegible] sagt, hier gänzlich im Zustande der Verhärtung, so daß [illegible] zu ändern habe. Denn die Geschichte ohne den Gedanken [illegible] freilich eine chaotische Masse, aber warum sollte der allg[illegible] Gedanke, dieses Resultat des Denkgesetzes einerseits, eine [illegible] tion aus den Thatsachen andererseits, sich breit machen [illegible] Geschichtschreibung, welche das Allgemeine im Besondern [illegible] Abstrakte im Konkreten darzustellen hat, wie es in der [illegible]

keit gewesen ist. „Ist es mir also gelungen, den allgemeinen Gesichtspunkten rasch das Thatsächliche, Specielle, Konkrete auf den Leib rücken zu lassen, ja wohl Beides in Eins zu fassen, wie Leib und Seele, so habe ich davon nur meine Idee der Geschichtschreibung ausgeführt.“ Und da sich die Spitze des Baur'schen Tadels gegen Hase's Periodisirung der Kirchengeschichte richtete, vertheidigt dieser die von ihm beliebte Eintheilung als durchaus willkürlich, aber praktisch so gewählt, weil die Kirche eben nicht ein bloßer Begriff sei, der sich fortbewege, sondern im Verhältnisse zur Welt stehe als der Gesammtheit alles natürlichen Lebens, das sie nicht vernichten, sondern in dasselbe eingehend es zum Gottesreiche umbilden soll, das auch ein Weltreich sei.

Baur antwortete in ehrbarer Weise, da denn dieser ganze Streit für ein Muster gelten kann, wie theologische Streitigkeiten geführt werden sollten. Beide haben einander nicht überzeugt, aber es war eine klare Gegenüberstellung der Entscheidungsgründe in edler Form gegenseitiger Anerkennung des Suchens nach der Wahrheit, und ist an keinem vergeblich vorübergegangen. Weiter geführt wurde der Streit zunächst von beiden Seiten nicht. Schließlich hat die Zeit eine wechselseitige Annäherung erreicht. Denn in der Johanneischen Frage ist Hase später doch noch den Ergebnissen der Tübinger Schule nahe gekommen. Er hat sich mit schwerem Herzen vom Glauben an die volle Johanneische Echtheit losgerissen, nachdem er lange Jahre wider den Stachel der Gegenreden gelökt hatte. Es ist etwas Großes um dieses Fortlernen noch in späten Jahren und um die Anerkennung früheren Irrthums, wie sie in dem Bekenntniß sich ausspricht: „Ich legte mir einmal die Frage vor: möchtest du dein ewiges Seelenheil darauf wetten, daß Johannes das Evangelium geschrieben hat? Zwar ist solche Wette eine unvernünftige, frevelhafte Zumuthung, die eigentlich nur der Teufel anbieten könnte: doch konnte ich in meinem Zurückweichen mich des Bewußtseins nicht entschlagen, daß die äußeren Zeugnisse nicht hinreichend feststehen, die inneren Zeugnisse in ihrer Anerkennung immer etwas von Stimmungen und Neigungen abhängen.“ So hat er nachmals das Johannesevangelium betrachtet und angeführt als das aus

bedingt und gefärbt sein lasse: so käme es ihm vor, als wenn der an sich berechtigte und bedeutende Gedanke, wie es zu geschehen pflege, seinen Urheber weit über das gerechte Maß fortgerissen habe. Die Entwickelung, welche Paulus dem Christenthum gegeben habe, sei nicht etwas Selbstschöpferisches gewesen, sondern war im Wesen desselben von vorn herein enthalten, nur eine Vollziehung des Princips und letzten Willens Jesu. Allerdings sei der Paulinismus in seinen schärfsten Spitzen, Rechtfertigung durch den Glauben allein und unbedingte Prädestination, in der altchristlichen Kirche nie zur vollen Herrschaft gelangt, sondern zu dem leichter gefaßten Glauben gesellte sich die fromme Werkthätigkeit, in ihrem tiefen Grunde die Liebe. Allein das war die doch auch dem Heidenapostel nicht fremde Lehre des Herrn. Wir verstehen demnach unter dem Paulinismus im üblichen weiteren Sinne nur das von den Banden des jüdischen Gesetzes gelöste Christenthum, dem jenes nur als ein Pädagog und Prophet auf Christus galt. Und diesen Sieg seiner Sache hat Paulus zweifellos selbst noch erlebt.

Das dritte Kapitel ist überschrieben: Die Perioden der Kirchengeschichte. Baur, der Schüler Hegel's, hatte an Hase's Buch getadelt, daß die Ideen, welche die Geschichte beherrschen, nicht bewußt und bestimmt genug hervorträten gegen das Stoffliche; es fehle ihm nicht an leitenden Gedanken und Reflexionen, aber das Thatsächliche, Specielle, Konkrete dränge sich zu rasch dem allgemeinen Gesichtspunkte vor, von welchem aus es erst richtig verstanden werden könne; die Momente der allgemeinen Betrachtung würden meistens nur in kurzen aphoristischen Sätzen, statt in einer zusammenhängenden und motivirten Entwickelung gegeben. Hase räumt das vollständig ein, findet sich aber, wie er sagt, hier gänzlich im Zustande der Verhärtung, so daß er nichts zu ändern habe. Denn die Geschichte ohne den Gedanken wäre freilich eine chaotische Masse, aber warum sollte der allgemeine Gedanke, dieses Resultat des Denkgesetzes einerseits, eine Abstraktion aus den Thatsachen andererseits, sich breit machen in der Geschichtschreibung, welche das Allgemeine im Besondern, das Abstrakte im Konkreten darzustellen hat, wie es in der Wirklich-

keit gewesen ist. „Ist es mir also gelungen, den allgemeinen Gesichtspunkten rasch das Thatsächliche, Specielle, Konkrete auf den Leib rücken zu lassen, ja wohl Beides in Eins zu fassen, wie Leib und Seele, so habe ich davon nur meine Idee der Geschichtschreibung ausgeführt.“ Und da sich die Spitze des Baur'schen Tadels gegen Hase's Periodisirung der Kirchengeschichte richtete, vertheidigt dieser die von ihm beliebte Eintheilung als durchaus willkürlich, aber praktisch so gewählt, weil die Kirche eben nicht ein bloßer Begriff sei, der sich fortbewege, sondern im Verhältnisse zur Welt stehe als der Gesammtheit alles natürlichen Lebens, das sie nicht vernichten, sondern in dasselbe eingehend es zum Gottesreiche umbilden soll, das auch ein Weltreich sei.

Baur antwortete in ehrbarer Weise, da denn dieser ganze Streit für ein Muster gelten kann, wie theologische Streitigkeiten geführt werden sollten. Beide haben einander nicht überzeugt, aber es war eine klare Gegenüberstellung der Entscheidungsgründe in edler Form gegenseitiger Anerkennung des Suchens nach der Wahrheit, und ist an keinem vergeblich vorübergegangen. Weiter geführt wurde der Streit zunächst von beiden Seiten nicht. Schließlich hat die Zeit eine wechselseitige Annäherung erreicht. Denn in der Johanneischen Frage ist Hase später doch noch den Ergebnissen der Tübinger Schule nahe gekommen. Er hat sich mit schwerem Herzen vom Glauben an die volle Johanneische Echtheit losgerissen, nachdem er lange Jahre wider den Stachel der Gegenreden gelökt hatte. Es ist etwas Großes um dieses Fortlernen noch in späten Jahren und um die Anerkennung früheren Irrthums, wie sie in dem Bekenntniß sich ausspricht: „Ich legte mir einmal die Frage vor: möchtest du dein ewiges Seelenheil darauf wetten, daß Johannes das Evangelium geschrieben hat? Zwar ist solche Wette eine unvernünftige, frevelhafte Zumuthung, die eigentlich nur der Teufel anbieten könnte: doch konnte ich in meinem Zurückweichen mich des Bewußtseins nicht entschlagen, daß die äußeren Zeugnisse nicht hinreichend feststehen, die inneren Zeugnisse in ihrer Anerkennung immer etwas von Stimmungen und Neigungen abhängen.“ So hat er nachmals das Johannesevangelium betrachtet und angeführt als das aus

der Ueberlieferung des Johannes hervorgegangene und in seinem Geiste redigirte Evangelium.

Andererseits hat die Tübinger Schule selbst, wenn nicht in ihrem Meister und seinen ersten Schülern, so doch in dem zweiten Geschlecht vielfach den milderen vermittelnden Standpunkt Hase's angenommen und die scharfen Einseitigkeiten ihres ersten Auftretens aufgegeben; so daß hier die allgemeine wissenschaftliche Auffassung der schon anfangs von Hase festgehaltenen sehr nahe kam.

Hase hat bei der Streitschrift gegen die Tübinger Schule die Ueberzeugung gehabt, er erfülle damit seine Bestimmung, mitten im Kampf für die Befreiung der Geister ihr Uebermaß zu bekämpfen. Gegen dieses Uebermaß hat er sich noch öfters zu wenden gehabt, freilich nicht mehr gegen das wissenschaftliche der Tübinger Schule, sondern gegen das parteimäßige des theologischen und kirchlichen Liberalismus, aus dessen Kreisen der Kriegsruf auf Tod und Leben gegen die Orthodoxie etwas voreilig und überlaut erscholl. So in mehreren kleineren Arbeiten für die Protestantische Kirchenzeitung; dann in dem Aufsatz „Das gute Recht des Supranaturalismus", eine Vertheidigung des religiösen Supranaturalismus gegen gar zu starkes Betonen des Natürlichen. Er kann als Vorstudie gelten für die vierte Prorektoratsrede vom 1. August 1863 über „Das Historische und Uebernatürliche in der Religion". Den großen Gegensatz zwischen dem Rationalismus, den er immer bestritten, und dem rationalen Princip der Theologie, zu dem er sich allezeit bekannt hatte, beschränkt er hier auf die Nothwendigkeit eines geschichtlich Positiven und auf die naturgemäße Geltung eines Uebernatürlichen. Der Aufsatz „Unsere Stellung zur Orthodoxie" vertheidigt das Streben, den Glauben auf dem Grunde der heiligen Schrift zu erbauen und in die Form des kirchlichen Lehrbegriffs zu fassen, gegen die übertriebenen und ungerechten Angriffe von liberaler Seite. Es finde doch zwischen jenen Orthodoxen und ihm mannigfache Anerkennung statt, und er sehe nicht ein, warum sie nicht stattfinden sollte. Denn worauf es doch allein ankomme: ein redliches auf Christus gegründetes Wirken für ein sittlich-religiöses Reich, bestehe auf

beiden Seiten. Auch die Nicht-Orthodoxen würden gut thun die Autorität Christi zu predigen, und das göttliche Gesetz müsse so lange mit äußerlicher Autorität an die Massen herantreten, bis es in freier Zustimmung als ein innerliches erkannt und befolgt werde. Die dermalige Orthodoxie wolle allerdings restauriren, was da vergangen sei, aber auch der Standpunkt der modernen Theologie ruhe in der Vergangenheit, die Kirche sei nicht von heute. „Wenn ich bedenke, welche Fülle christlichen Lebens jene Orthodoxie einst in sich getragen hat, in den Zeiten der Kirchenväter wie der Väter unserer Kirche, wie selbst der starrste Autoritätsglaube des Mittelalters Werke hervorgebracht hat, deren tiefen religiösen Gehalt wir mit Ehrfurcht betrachten: so drängt sich vielmehr das frohe Gefühl mir auf: anch' io sono pittore, auch ich bin ein Christ! und ich sehe nicht ein, warum nicht jetzt noch, wenn auch der gegenwärtigen Bildung entfremdet, doch eine wahrhaft christliche Frömmigkeit sich in derselben Form darstellen könnte, in der einst Augustin's und Luther's und Erwin's von Steinbach Christenthum sich ausgeprägt hat." Er könne daher nicht, wie liberalerseits gesagt worden war, die Orthodoxie für ein „giftiges Unkraut im Garten der evangelischen Kirche" halten, das mit der Wurzel ausgerottet werden müßte; eher komme sie ihm vor wie ein Palmbaum, der einst lebensfrisch im Garten Gottes stand, und nun ein alter verwitterter Stamm sei, der durch eine künstliche Bewässerung verspätete Schößlinge treibe von Schling- und Schmarotzerpflanzen umwuchert; aber solch ein uralter Baum, der unsern Vätern Schatten und Früchte spendete, habe doch auch etwas Rührendes und Ehrwürdiges. Zudem habe die moderne Richtung im Marthadienste der Missionssache gegen die pietistische und methodistische Richtung noch viel nachzuholen. Darum mit demselben Ernste, wie dem Veralteten in der Orthodoxie, so allem Antichristlichen in der Heterodoxie entgegenzutreten sei.

4. Wider den römischen Katholizismus.

Hase's letzte und bedeutendste Streitschrift war das „Handbuch der Protestantischen Polemik gegen die römisch katholische Kirche“. Er selbst hat es ein Lieblingswerk genannt, die protestantische Theologie zählt es mit Stolz zu ihren klassischen Werken. Er war zu den andern Händeln gereizt und gelockt. Ungereizt hat er sich in den letzten Streit wider den mächtigsten Gegner geworfen, im Bewußtsein einer inneren Berufung dazu durch lange aufmerksame Betrachtung des Katholizismus in seiner Gegenwart wie in seiner Vergangenheit.

Der Gedanke, mit jener historischen Gerechtigkeit, welche die verschiedenen, ja entgegengesetzten Seiten einer Sache anerkennt, die römisch katholische Kirche zu beurteilen hat ihn von Jugend auf begleitet. Ihm verdanken wir jenen romantischen Jugendroman „Die Proselyten“, die, wie wir oben sahen, nach seinem eigenen Geständniß die Grundlagen seiner Polemik enthalten. Hat man es letzterer mit Unrecht zum Vorwurf gemacht, daß sie den Katholizismus in einseitiger Vorliebe mehr beschriebe als bestritte, so kann eben dieser Vorwurf mit Recht gegen das Jugendwerk erhoben werden. Denn in diesen Briefen sind die Ausführungen des katholischen Bruders viel gewichtiger, überzeugender und sittlich ernster, als die des protestantischen, der es immer nicht lassen kann, seine romantischen Liebesangelegenheiten einzumischen, was man in diesem Zusammenhang gern missen würde. So bleibt es ganz unbegreiflich, wie der Katholik, nachdem er in dem ausführlichen und wirklich schönen fünften Briefe das Recht der katholischen Kirche glänzend vertreten hat, nun plötzlich protestantisch wird. Aber recht begreiflich war es, daß damals ein katholisches Journal einen besonderen Abdruck der katholischen Briefe als eine glänzende Apologie der katholischen Kirche veranstaltete.

Als Hase zum ersten Mal in den Irr- und Zaubergärten des Papstthums wandelte, hat ihn der alte Gedanke naturgemäß doppelt lebhaft bewegt, und so schrieb er von Rom aus an die künftige Geliebte: „Es sengt und brennt mir etwas auf dem Haupte, näm-

lich die Darstellung des römischen Katholizismus in einem großen Romane, wenn wir doch keinen anderen Namen als diesen haben für die Darstellung einer Idee in einem individuellen und erdichteten Leben. Ich könnte freilich nicht den Katholizismus zur Erbauung meiner Landsleute beschreiben, wie man ihn zu beschreiben pflegt in einer Reformationspredigt, sondern ich würde ihn auffassen in seiner vollen Wirklichkeit, als die Grundfeste des Mittelalters, aus der die Tage wie die Nächte dieses Zeitalters hervorgingen, Segen und Fluch über die Völker, wie er Throne aufrichtet und umstürzt, Völker zur geistigen Freiheit erhebt und wiederum in Knechtschaft begräbt, wie er hohen Menschen ihre höchste Bestimmung erfüllt und Andere um die Freude und Bedeutung ihres Lebens betrügt. Wie nun möglich sei, dieses Alles im anschaulichen Bilde eines einzelnen Lebens darzustellen, darüber liegt es in meinem Kopfe noch ziemlich kraus unter einander, ein Gewimmel von Gestalten umdrängt mich, Selige und Verdammte, wie in Michelangelo's Weltgericht."

Dieser Roman ist nicht geschrieben worden. Das Arbeitsleben des Jenaischen Professors und die Freuden und Sorgen des jungen Hausstandes drängten den Lieblingsgedanken eine Weile zurück. Doch schon in der Neujahrserwägung von 1846, was in diesem Jahre zu thun sei, war zu lesen: „Was ich möchte, ist eine freie gerechte Polemik gegen die katholische Kirche im großen Stil. Der todte Löwe ist sie noch nicht, und ich könnte diese Polemik vielleicht mit besonderer Gerechtigkeit durchführen." Noch immer unterblieb das Vorhaben, aber es erwachte mächtig bei den Romfahrten, die er bald darauf begann. Nach seiner Rückkehr aus Italien 1854 gedenkt das Tagebuch einiger Nebenarbeiten und fährt fort: „Ist das geschehen, so ist mir in Rom der Gedanke eines polemischen Handbuches gegen die katholische Kirche so lebendig geworden, daß ich wohl meine beste Kraft darauf verwenden möchte."

Dennoch verliefen wieder mehrere Jahre unbenützt. Endlich hieß es im Tagebuch am Geburtstag 1859: „Dann habe ich noch Zweierlei auf dem Herzen: das Handbuch der Polemik und „Meine Jugend". Das erste wohl im nächsten Frühling anzufangen und

geliebt's Gott in Rom zu vollenden." — Doch begann die eigentliche Arbeit erst im Februar 1861. Das theologische Seminar hat munter daran geholfen, indem Hase die jungen Leute über dieselben Gegenstände, vor denen er gerade stand, Vorträge halten ließ. Er war bei der Arbeit so eifrig, daß er jede größere Herbstreise aufgab und sich nur nach Ilmenau setzte eben mit der Polemik. Als die Wintervorlesungen begannen, und das Werk einen Winterschlaf halten mußte, war er damit über den Berg, beide Haupttheile fertig. Die am 8. März 1862 begonnene fünfte Römerfahrt wurde dies Mal in der bestimmten Absicht unternommen, einige Unbestimmtheiten der Polemik dort festzustellen, und mit dem Wunsche in Rom den dritten Theil „die Beisachen" zu schreiben, die Hase so schwierig vorkamen, daß er einen Augenblick zweifelhaft war, ob er das überhaupt zu Stande bringen würde. Nun, der genius loci der ewigen Stadt hat wacker geholfen! In den Frühstunden ging die Arbeit munter vorwärts, Tags über ging Hase im Vatikan ein und aus; am 3. Mai war das letzte Kapitel geschrieben. Rom, im Mai 1862 ward die Vorrede datirt. In dieser heißt es: „Dieses Buch hätte wohl auch wie Möhler's geistesmächtiger Angriff auf die protestantische Kirche eine Symbolik genannt werden können: ich habe es mit dem rechten, obwohl etwas verrufenen Namen genannt, da es, ein Einfall in Feindes Land, die katholische Lehre und Sitte ausführlich darstellt, das protestantische Wesen nur wiefern es den Gegensatz dazu bildet. Dennoch ist es gemeint als ein Buch zum Frieden, zu dem kirchlichen Frieden, dessen unser Vaterland so sehr bedarf. In der offenen Polemik, im ehrlichen angesagten Kriege liegt auch eine Irenik, nämlich als das eine Ziel die Klarheit darüber, wie weit man sich anerkennen und einander aufrichtig nähern dürfe. Nicht als wäre irgendwo an eine Aussöhnung des Gegensatzes der Kirchen gedacht, ich sehe diese in keiner irdischen Ferne. Nur würde ich auch eine Gegenschrift oder einige heftige Kritiken, welche dieses Buch vielleicht hervorruft, nicht für eine besondere Mehrung des Zwiespalts ansehn. Aber ich hoffe durch die Macht der Wahrheit das Siegesgefühl zu dämpfen und den Uebermuth etwas zu beugen, den ohngefähr seit Möhler's Sym-

bolik, durch allgemeine Zeitverhältnisse begünstigt, die katholische Litteratur erfüllt, und ihre Kirche, in der Meinung noch einmal die Alleinherrschaft zu gewinnen, zu dem aggressiven Verfahren gereizt hat, das dem friedlichen Beisammenleben ein Ende machte, wie es das vorige Jahrhundert mit seiner starken und seiner schwachen Seite den meisten deutschen Landen überbracht hatte. — Für die Menschen ist die Last der Freiheit im Reiche des Geistes schwerer zu tragen, als die Last der Unfreiheit, denn viel bequemer ist fertiggemachte Meinungen aus der Hand des Priesters und einer geheiligten Tradition unabänderlich zu empfangen, als im Heiligthum des eigenen Gewissens sie unter Sorgen und Kämpfen zu erwerben. Aber geht derzeit ein katholischer Zug durch manche Winkel der protestantischen Kirche, so auch eine protestantische Neigung durch ganze Völker. — Ich habe viel unter Katholiken gelebt, habe gute fromme Menschen unter ihnen gefunden, und von den höchsten Würdenträgern der Kirche bis zum vereinsamten Landpfarrer manches Wohlwollende von ihnen erfahren. Mein liebster Jugendfreund (Ferdinand Herbst) ist zu dieser Kirche übergetreten und hat auch da eine würdige Bestimmung gefunden, jetzt hochverdient um Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten, Pfarrer der schönsten gothischen Kirche, welche König Ludwig erbaut hat. Es ist mir ein tiefes Leid gewesen dieser Uebertritt, und doch haben wir es vermocht, über den Abgrund hin, der sich dadurch zwischen uns aufthat, so oft sich's fügte, einander die Hände zu reichen und zu drücken. — Ein alter Historiker wird ohnedem die Kirche des Papstes in ihrer geschichtlichen Bedeutung nicht gering achten, und erscheint sie mir mehr der Vergangenheit anheimgefallen, so verkenne ich doch nicht, daß sie auch jetzt noch für gewisse Nationalitäten wie Individualitäten ein Bedürfniß sei, und daß der Gegensatz beider Kirchen, wie viel Schmerzliches er auch gebracht hat, zumal über das Vaterland, über manches Herz und Haus, doch für beide Kirchen auch zum Segen gewesen ist. Noch immer haben sie Beide gar manches von einander zu lernen und sich vor Manchem durch einander zu bewahren. — Dieses Handbuch ist kein Volksbuch, hat es aber darauf abgesehen, allen auch nur im gewöhnlichen Sinne Gebildeten, die den Ernst einer solchen

Untersuchung nicht scheuen, verständlich zu werden. Daher war Manches etwas breiter aus einander zu setzen, als unter Fachgenossen nöthig wäre, und so einmal von der strengen Schulform losgesprochen ist das Ich persönlicher Anschauungen, kleiner Erlebnisse und momentaner Interessen mehr hervorgetreten, als in wissenschaftlichen Verhandlungen üblich ist. — Ich verstehe nicht zu weissagen, ob die Weltgeschichte nach einer Peterskirche mit ihrer Gesetzlichkeit und weltlichen Herrschaft, nach einer Paulskirche mit ihrer Innerlichkeit und dialektischen Geistigkeit, noch die Liebeseinheit einer Johanniskirche erleben wird, wie Rom sie äußerlich besitzt in seinen drei großen Basiliken, aber ich hege die frohe Zuversicht, daß dieses streitbare Handbuch zur rechten Zeit in Vergessenheit kommen wird, wenn wieder ein Friedensbogen, und nicht aus den Nebeln der Gleichgültigkeit gewebt, über die beiden Kirchen sich wölbt, in die nun einmal durch eine göttliche Schickung unser Volk vertheilt ist, und es dennoch sich fühlt als ein einig Volk von Brüdern unter dem Paniere des Kreuzes im gerechten Gottesfrieden."

Im Oktober 1862 ist die Polemik ausgegangen in die Welt, wie der Verfasser sagte „ein Schwesterchen der Kirchengeschichte, nämlich der meinen, und minder mühselig erzeugt". Der Erfolg des Buches war groß. Hase fand durch das Rundgespräch in den protestantischen und in den nicht kirchlichen Zeitschriften über das Werk sein Vertrauen gerechtfertigt, daß es ein allgemein protestantisches Bewußtsein oder doch Gemeingefühl gebe, das sich noch immer dem Katholizismus mit vereinten Kräften entgegenstellt. Man erkannte allgemein an, daß er dieses Buch nicht aus eigener Macht geschrieben, sondern gemeinsame Gedanken des Protestantismus in die Schlachtordnung geführt, und insofern im Namen der protestantischen Kirche geschrieben habe. Nur ganz streng lutherische Kreise haben geurtheilt, daß das Buch wissenschaftliche Achtung nicht verdiene.

Je sicherer es feststeht, daß Billigkeit des Urtheils und Bereitwilligkeit, das Gute und Christliche in der katholischen Kirche wo irgend möglich anzuerkennen, hervorragende Eigenschaften dieser Polemik sind, um so mehr muß man sich wundern, daß ein solches

Buch in eben dieser Kirche so grobe und böswillige Antworten hervorrufen konnte, wie sie darauf erfolgt sind. Diese Schmähschriften legen alle für die katholische Sache kein günstiges Zeugniß ab, und erinnern Einen nur zu leicht an das Wort: wer schimpft hat Unrecht. Zwar die eigentlich regierenden Herren in Rom waren zu klug und zu gebildet, um im persönlichen Verkehr es Hase merken zu lassen, daß sie seine Polemik etwa mißfällig aufgenommen hätten. Aber anders die heimische Priesterschaft. Der Bischof Martin von Paderborn erließ ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands — nach der katholischen Meinung, daß er auch ihr Oberhirt in seinem Sprengel sei, — das vornehmlich zur Widerlegung der Polemik bestimmt war. Darin heißt es: „Freilich Aergeres läßt sich wohl gegen die katholische Kirche nichts sagen, als in diesem Buche gesagt wird. Was muß Der von uns denken, der nach solchen scheußlichen Zerrbildern unserer Lehre diese beurtheilt?"

Schon nach zwei Jahren machte sich eine neue Auflage des Buches nöthig. Im Wesentlichen blieb es unverändert, doch wurde manches Thatsächliche nachgetragen, das seitdem geschehen oder doch erst bemerkt worden war. In der neuen Vorrede, vom 31. Oktober 1864 datirt, setzt Hase sich mit dem Bischof auseinander und wiederholt: diese Polemik enthalte ein Dreifaches. Vorerst die Darlegung der katholischen Kirchenlehre und Theologie. Dann die Betrachtung über die Motive dieser Lehrsätze und das Urtheil über dieselben. Endlich ihre Wirkung auf des Leben des Volks und der Völker.

Nun erschien auch ein eigenes Buch gegen die Polemik, von Dr. Ferd. Speil, Subregens am fürstbischöflichen Klerikal-Seminar zu Breslau. Es war eine ernsthafte ziemlich gelehrte Arbeit, doch nicht ohne die gewöhnlichen katholischen Schlenker und Verleugnungen dessen, was nicht zu leugnen ist. Hase hat darauf geantwortet in zahlreichen Anmerkungen der dritten Auflage, immer nur mit wenigen Worten, oft ernst, manchmal sarkastisch, stets treffend. Diese dritte Auflage wurde unmittelbar unter dem Eindruck des Vatikanischen Konzils, der Auflösung des Kirchenstaats und des aus Frankreich herüberhallenden Schlachtendonners in

der Einsamkeit des Thüringer Waldes redigirt. Es war daher erklärlich, daß die Geschichte dieses Konzils ausführlich darin behandelt wurde. Aus der Vorrede entnehmen wir folgende Stellen: „Wie kriegerisch der Titel dieser Polemik lautet, so hat man mir doch vorgehalten, darin nicht selten den römischen Katholizismus mehr beschrieben als bestritten zu haben; ich kann das nicht in Abrede stellen, auch wäre zur Vertheidigung ein bloses Rechthabebuch ganz wider meinen Geschmack gewesen. — — Ich habe die katholische Kirche angegriffen mit allen Mächten des Protestantismus, aber mit Achtung, ich könnte sagen mit Ehrfurcht, weil sie doch auch eine christliche Kirche ist. Ich habe diese Polemik nicht geschrieben, wie ein Advokat, der die Sache des Gegners nur niederwerfen will, sondern als ein Theolog, der überall gern anerkennt, was von Christus kommt, oder zu ihm führt. Ich habe alles Gute und Schöne in dieser Kirche hervorgehoben, und vielleicht Alle, die sich über meinen Angriff beklagten, beriefen sich auf Einzelnes von mir Anerkannte und Verherrlichte. Ich hab' es anerkannt in seiner Tüchtigkeit weil es so ist: aber ich hätte davon auch schweigen können, wenn ich nur streiten wollte, ich hätte nicht nöthig gehabt, Mängel der eigenen Kirche anzugeben, wenn es mir um etwas Anderes als um die Wahrheit zu thun war."

Im Tagebuch von 1877 heißt es: „Die Polemik ist wirklich ausverkauft, und da wird meine Arbeit zur vierten Auflage sogleich einsetzen. Und diese beiden Werke [das andere die Kirchengeschichte] in möglichster Vollkommenheit wieder herzustellen, dazu gebe Gott Kraft und Gesundheit." Die Ausarbeitung wurde die hingebende Arbeit des Herbstes und Winters und am 18. Februar 1878 konnte der Greis die Vorrede zur vierten Auflage beenden.

Darin steht: „Ich dachte daran bei der neuen Durchsicht diese Erinnerungen [an das Konzilsjahr] zu streichen: allein wie sie doch fast von einem Augenzeugen ausgehen, der in günstiger Lage Manches unbefangen übersehen konnte, habe ich ihnen Gnade widerfahren lassen, bedenkend, daß ohnedem viel nicht Polemisches in dem Buche steht, denn ich hab' es, wenn auch streitbaren Sinnes, doch mit Lust und Liebe geschrieben, die mir bei neuer

Durchsicht immer von Neuem erwacht ist. — — Wiefern zum Vergangenen die Gegenwart auf solche Schrift ihr Recht übt, sind es die Folgen von 1870, welche veranlaßten, nichts zurückzunehmen, doch Mancherlei beizufügen und fortzubilden. Dieses Buch ist 1860 unter Pius IX. in mir entstanden, unter stetem Hinblick auf seine Regierung, nicht unter seinem Segen, doch auch ohne seinen Fluch fortgeführt worden, und endlich mit seinem Scheiden diese letzte Revision geschlossen."

Auch einiger neuer roher Schmähschriften aus dem katholischen Lager muß die Vorrede im Vorbeigehen gedenken; wie denn kurz vor seinem Scheiden sich Hase geschildert las als „Heranbilder protestantischer Prediger zu Rabbinern im Predigertalar". Er hat auch dafür nur ein freundliches Lächeln gehabt. Zeugt doch aller solcher Mangel an Anstandsgefühl von der kläglichen Ohnmacht des verbitterten Gegners.

Die Polemik, ein stattlicher Band von 728 Seiten, zerfällt sehr übersichtlich in drei Bücher: „Die Kirche", „Das Heil", „Beisachen".

Im ersten Buch von der Kirche bespricht Hase zunächst den „Katholizismus" nach jenen drei Seiten, die er sich zulegt, der Einheit, der Unfehlbarkeit und des Alleinseligmachens. Darauf wird von der „Tradition und heiligen Schrift" gehandelt, und im Kapitel „Klerus" das Priesterthum, der Episkopat und der Cölibat kritisirt. Im vierten Kapitel „Papstthum" bietet Hase in drei Abschnitten („Der Universalbischof", „Der Unfehlbare", „Der Papstkönig") die ganze Entwickelungsgeschichte des Papstthums. Hier vergißt man beinahe, daß man eine Polemik liest, so sehr überwiegt die rein geschichtliche Darstellung; allein man vergißt es nicht ungern. Die ausführlichen Berichte über das vatikanische Konzil gehören zu den schönsten und glänzendsten Abschnitten des Buches. Hase kommt zweimal in dem genannten Kapitel darauf zu reden und schildert das Konzil das eine Mal mehr nach seiner dogmatischen Bedeutung, das andere Mal mehr nach seinem geschichtlichen Verlauf. Dem Abschnitt über den Papstkönig merkt man bei aufmerksamem Lesen an, daß hier sich Manches gewandelt hat im Wechsel der Zeiten, in denen Hase über diesen Gegenstand

schrieb. Als er anfing, stand die Einigung Italiens erst in ihrem Beginne, inzwischen erfolgte die Abbröckelung des Kirchenstaates und endlich sein Ende, das Hase eigentlich in dieser Weise nicht gewünscht hatte, da er dem Papst als Rest seiner weltlichen Macht wenigstens gern den leoninischen Stadttheil Roms gegönnt hätte. Doch meint er schließlich, daß gerade durch den völligen Verzicht auf weltliche Machtstellung für das Papstthum eine neue Zeit religiöser Macht und Wirksamkeit anheben könnte.

Im zweiten Buch wird „das Heil" beschrieben, wie es die katholische Kirche bietet. Das erste Kapitel bringt einen einleitenden und grundsätzlichen Abschnitt über „Glauben und Werke"; das zweite trägt die Aufschrift „Ueberschwengliches". Der Verfasser versteht darunter „überflüssige Werke", „Klosterleben", „Heilige". Ein drittes Kapitel handelt sodann vom „Marienkultus" mit besonderer Rücksichtnahme auf das Lieblingsdogma Pius IX. von der unbefleckten Empfängniß. Die weitaus größere Hälfte des zweiten Buches (Kapitel 4—8) ist der Darstellung der sieben Sakramente der katholischen Kirche gewidmet.

Im dritten Buch unter der Ueberschrift „Beisachen" bietet Hase vier außerordentlich fesselnde und anregende Kapitel über „Kultus", „Kunst", „Wissenschaft und Litteratur", „Politik und Nationalität"; denn so heißt es in der Vorrede zur ersten Auflage, „nicht allein das Dogma ist das Schlachtfeld dieses Geisterkampfes, auf dem sich die Zukunft beider Kirchen entscheiden wird, sondern auch ein ethisches, humanistisches Gebiet".

Das ganze Werk zeigt alle jene Vorzüge der äußeren Form, vor Allem die schöne künstlerische Verarbeitung des gelehrten Stoffes, die eine bewundernswerthe Eigenart Hase's immer gewesen ist. Die Darstellung ist belebt durch ausgiebige Verwendung von Episoden aus Welt-, Kirchen- und Kulturgeschichte, auch von eigenen Erlebnissen und Erfahrungen des Verfassers, so weit sie dazu dienen, ein Dogma verständlich zu machen nach seinen Ursprüngen und Motiven, nach seinem religiösen Werth oder Unwerth, endlich nach dem Einfluß, den es in sittlicher und religiöser Hinsicht auf die ausübt, die sich ihm unterwerfen. So ist es ein hoher Genuß, dieses herrliche Buch zu lesen.

Dennoch wäre es leider jetzt kaum mehr möglich, eine solche Polemik zu schreiben, wie Hase sie noch schreiben konnte; zu dem künstlerischen Behagen, mit dem er gleichsam über seinem Gegenstande geschwebt hat, fehlt uns die Stimmung. Wir stehen Alle im Parteigetriebe, und die neuerliche Verschärfung der Gegensätze zwischen Protestantismus und Katholizismus hat eine gerechte Beurtheilung gegenseitig sehr erschwert. Wird doch hüben und drüben mit allen Waffen, geschliffenen und ungeschliffenen, gekämpft, und scheint es doch, als solle die frohe Zuversicht vergeblich gewesen sein, mit der Hase vor nun fast einem Menschenalter seinem streitbaren Handbuche wünschte, daß es in Vergessenheit gerathen und wieder ein Friedensbogen über die beiden Kirchen sich wölben möge. So ist auch wohl die Zeit noch fern, wo „von diesem Buche nur noch hier und da ein verstäubtes Exemplar in einer Bibliothek steht", und wie die Dinge einmal liegen, dürfen wir das nur wünschen: denn wem an einer wirklichen Würdigung der großen Gegensätze gelegen ist, der wird sie wohl auf lange hinaus am besten in diesem Buche suchen, das von dem wahrhaft protestantischen, schneidigen und doch versöhnlichen Geiste seines Urhebers beredtes Zeugniß ablegt. Und so mag aus ihm auch der Polemiker der Gegenwart lernen, daß der Kampf geführt werden muß nicht mit Waffen des Hasses, sondern der Gerechtigkeit, und daß diese zu gewinnen nicht Schlagwörter ausreichen, sondern allein Kenntnisse.





V. Lehrbücher.

1. Glaubenslehre.

Leonhard Hutter (1563—1616), Professor der Theologie in Wittenberg, gilt als der erste Vertreter und tapferste Vertheidiger der lutherischen Rechtgläubigkeit, wie sie durch den Buchstaben der Konkordienformel soeben festgestellt und umgrenzt worden war. Seine Anhänger nannten ihn mit anagrammatischer Verdrehung der Buchstaben seines Namens den Lutherus redonatus, den von Neuem geschenkten Luther. Sein Standpunkt war in jeder Beziehung der der reinen und einfachen Orthodoxie. Unter allen orthodoxen Lutheranern war er der orthodoxeste; keiner ist strenger innerhalb der Grenzen des kirchlich festgesetzten Lehrbegriffs stehen geblieben, keiner hat mit größerer Treue den Geist nicht nur, sondern auch den Wortlaut der Bekenntnisse, besonders der Konkordienformel, der er geradezu göttlichen Ursprug zuerkennt, festgehalten. Er weiß nichts von einem Werden der kirchlichen Lehrbildung, ihm steht das vorhandene Dogma als das durchaus Giltige fest. Dogmatik und Polemik bildeten fast das ausschließliche Feld seiner Thätigkeit: auf dem der Dogmatik hat er seine Lorbeeren vorzüglich geerntet, das der Polemik trug ihm bei seiner Einseitigkeit und Heftigkeit auch manche stechende Dornen. Sein Hauptwerk ist sein Compendium locorum theologicorum ex Scriptura S. et libro Concordiae collectum, das auf kurfürstlichen Befehl als neues officielles Lehrbuch für die sächsischen Lehr-

anstalten an die Stelle der wegen ihrer Milde immer mehr verdächtig gewordenen loci Melanchthons treten sollte. In 34 locis wird der lutherische Lehrbegriff unter möglichster Festhaltung der Worte des Augsburger Bekenntnisses und der Konkordienformel, in möglichst knapper Fassung und ohne weitere Ausführung vorgetragen. Groß und langdauernd war des Buches Ansehen und Gebrauch, wie die vielen durchs ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch sich folgenden Ausgaben, die Uebersetzungen in neuere Sprachen, besonders aber die vielen erklärenden und erweiternden Bearbeitungen beweisen, die dasselbe gefunden hat.

Das Andenken an dieses Kompendium war es also, welches Hase erneuerte in seinem „Hutterus redivivus oder Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche. Ein dogmatisches Repertorium für Studirende". Das Buch ist lediglich historisch gemeint und giebt eine rein objektive Darstellung der Kirchenlehre, wie der alte Hutter etwa im 19. Jahrhundert gelehrt haben würde, wenn er treu dem altväterlichen Glauben diesen zu vertheidigen hätte gegen ein anders gewordenes Zeitalter, ohne die Erforschungen und Fortschritte desselben gänzlich zu verschmähen. So ist die altprotestantische Dogmatik dargestellt worden sowohl nach ihrem Buchstaben als nach ihrem Geiste. Der Zweck des Buches ist im Titel ausgesprochen. Es war zunächst für Studenten bestimmt, sowohl zur Vorbereitung auf dogmatische Schriften als zur Repetition. Nicht damit diese die Formeln der Vorzeit für sich als gültig ansehen sollten, weil sie einst gegolten haben; aber es zieme Jünglingen, den künftigen Lehrern und Hirten der Kirche, von dem auszugehen, wovon die Geschichte der evangelischen Kirche selbst ausgegangen ist, damit sie die Zeit, die vor ihnen gewesen, und aus der die Gegenwart geworden ist, daher auch aus ihr verstanden wird, in der wissenschaftlichen Erinnerung durchleben, und festgewurzelt in der Vergangenheit vorwärts und aufwärts streben.

Das Buch des jungen Gelehrten wurde von der rationalistischen Theologie heftig angegriffen als ein frivoles Spiel des Geistes und als Heuchelei. Das geschah ganz folgerecht im Sinne jener Schule, welche den Maßstab der Aufklärung, deren sie sich

erfreute, an die ganze Vergangenheit legte, und Alles, was demselben nicht entsprach, für Aberglauben und Unsinn hielt; die alles historischen Sinnes bar sich davor entsetzte, wenn Jemand in den der Gegenwart fremd gewordenen Anschauungen der Vorzeit einen tiefen Sinn anerkannte. Gerade aber sein von Anfang an stark ausgeprägter geschichtlicher Sinn hatte Hase in diese Darstellung des Väterglaubens getrieben und ihn zu ihr befähigt. Als er sich liebevoll in das Fühlen und Denken der Vorzeit versenkte, kam ihm nach eigenem Bekenntniß das dogmatische System des 16. und 17. Jahrhunderts vor, wie einer unserer alten deutschen Münster mit seinen himmelstrebenden Spitzbogen und wunderlichen sinnvollen Zierrathen. „Einen Dom wie unsere Vorfahren kann unsre Zeit nicht wieder bauen, vor einigen Jahrzehnten hielt man's sogar für ein altgothisch barbarisches Bauwerk; es wird Einem aber doch ganz besonders wie in einem Gotteshause darin zu Muthe."

Keins von Hase's Büchern hat bei seinen Lebzeiten soviel Auflagen erlebt als der Hutterus; er hat noch als 87jähriger Greis die zweite Ausgabe der zwölften besorgt. Er fand darin, wie wir sahen, eine Mahnung zur Bescheidenheit, weil gerade in dieser am weitesten verbreiteten Schrift am wenigsten von ihm selbst enthalten war. Aber es liegt in diesem Erfolge der Schrift auch etwas Tragisches; er selbst hat ihm mit zwiespältigem Empfinden zugeschaut. Anfangs konnte er noch über die Angst spotten, mit der die Rationalisten das Buch befehdeten, weil sie fürchteten, daß Hase und seine Gesinnungsgenossen die altlutherische Vorzeit, wie sie einst herrlich gewesen war, in der Gegenwart erneuern wollten, was natürlich nicht entfernt seine Absicht war. Und er konnte dem gegenüber mit berechtigtem und freudigem Stolze feststellen, wie gerade durch dieses Buch die Studenten im Gegensatze zu dem oberflächlichen Absprechen wie zu dem dumpfen Buchstabenglauben zu der ernsten und frommen Betrachtungsweise hingeleitet worden seien, ohne welche die tiefsinnigen Satzungen altväterlicher Frömmigkeit nicht zu verstehen sind. Aber sehr bald mußte er vor der Benutzung des Buches geradezu warnen, zunächst nach der Seite der darin enthaltenen Schriftauslegung hin, die weder so vorherrschend darin geboten werde, wie die christliche

Dogmatik, noch so wissenschaftlich, wie die philologische Bildung der Gegenwart sie fordere: sie stelle vielmehr eben den beschränkten Standpunkt der alten Dogmatiker dar, gegen die neuen Forschungen bald mühselig vertheidigt, bald möglichst mit ihnen versöhnt. Man habe aus diesem Buche nicht zu lernen, wie die heilige Schrift in der Dogmatik angewandt werden solle, sondern wie sie von den alten Dogmatikern angewandt worden sei.

Je mehr der Rationalismus verschwand und die neue Orthodoxie an Einfluß gewann, desto mehr erhielt in den kirchlichen Kreisen der Hutterus redivivus Geltung als ein Buch, das auch den Glauben der Gegenwart darstelle. So daß Hase manchmal den Gedanken faßte, die Schrift um des mit ihr getriebenen Mißbrauches willen gar nicht von Neuem auszugeben. Und doch reizte ihn immer wieder das eigene liebevolle Vertiefen in den Geist der Väter, so daß er schließlich der Bitte doch nie widerstand, eine neue Auflage zu bearbeiten, wenn die alte vergriffen war.

Mit besonders gutem Muthe sah er darum auch das Buch durch, als im Jahre 1848 die künstlichen Mächte überall in Deutschland gefallen schienen, welche das Schattenbild altväterlicher Dogmatik in der Gegenwart wieder beleben wollten. „Man wird fortan die Dogmatik der Vergangenheit unbefangen betrachten, wenn es nur gilt, wie es dem Verfasser dieser Darstellung vom Anfange an galt, die Bedeutung zu erkennen, welche sie für den religiösen Geist einst gehabt hat."

Diese Hoffnung blieb wie so manche Hoffnung jenes Jahres unerfüllt, ja es ist ihr Gegentheil eingetreten. Als darauf der Freund und Verleger das Bedürfniß einer neuen Auflage anzeigte, hat Hase doch eine Weile gezögert, weil ihm die Lust dazu vergangen war; schließlich sah er ein, er habe kein Recht sich einem Buche zu entziehen, das auf den theologischen Unterricht einigen Einfluß zu üben scheine, und bei der endlich unternommenen kleinen Arbeit der Revision ist ihm die alte Neigung zu dem seltsamen Buche bald wiedergekommen. Dabei drängte sich ihm freilich von Neuem seine veränderte Stellung auf. Zu der Zeit, als er 28jährig zum ersten Male die Schrift ausgehen ließ, war

sie das orthodoxeste Buch und die alleinige orthodoxe Dogmatik in der neueren Litteratur, angesehen wie ein Gespenst aus vergangenen Tagen. Jetzt war eine eifrige Partei bemüht, diese Glaubenslehre als die allein berechtigte wieder in der gegenwärtigen Kirche zur Herrschaft zu bringen.

So ging es durch die Jahrzehnte. Der Hutterus redivivus blieb im Wechsel der Zeiten unwandelbar ein klassisches Studentenbuch. Aber sein Verfasser schwankte zwischen der Freude, die ihm immer von Neuem das Hineinsinnen in die altväterliche Dogmatik und die sich daraus ergebenden Verbesserungen und Zusätze bereitete, und zwischen dem Seufzen darüber, daß dieses sein Jugendwerk denen eine Waffe wurde, welche die freie Theologie ersticken wollten. Und so war das letzte Wort, das wir von ihm über den Hutterus haben, als der 1887 zum 13. Male in die Welt ausgehen sollte (in einem unveränderten Neudruck der 12. Auflage), die Klage: „Die Sache selbst hat mich überrascht und nicht eben erfreut. Unsere theologische Jugend ist also dahinter gekommen, daß man die altlutherische Orthodoxie aus dem Hutterus nicht nur kennen lernen kann, wogegen nichts zu sagen war, aber auch einseitig vertheidigen lernen.“

Man wird die zwiespältige Empfindung über dieses Buch in Hase's Herzen verstehen und billigen müssen; aber hiervon unabhängig bleibt es doch als gültiges Urtheil bestehen, daß der Hutterus redivivus in seiner Art ein unübertreffbares Meisterwerk darstellt, und thatsächlich von großem und auch segensreichem Einflusse gewesen ist.

Ein eigenes System der Glaubenslehre der Oeffentlichkeit zu übergeben sind nicht alle Lehrer der Dogmatik im Stande; und die, die es thun, pflegen es in reifen Jahren zu thun, als die Frucht einer langjährigen Arbeit in diesem Fache. Hase hat die Kühnheit gehabt, mit sechsundzwanzig Jahren ein Lehrbuch der Dogmatik zu schreiben, und der kecke Wurf ist ihm wohl gelungen. Seine „Evangelische Dogmatik“ erschien 1826 in Dresden, die Vorrede war am Geburtstage des Verfassers geschrieben; sie

eignete das Buch den Freunden Schubert und Winer zu. Hase wußte selbst, daß damit noch lange kein vollkommenes Werk geschaffen sei, aber er hoffte für dasselbe noch eine höher gebildete Form bald finden zu können, wenn seine Einseitigkeit sich in mannigfacher öffentlicher Beurtheilung ergänzt und sein Verfasser sich in Wissenschaft und Leben höher gebildet haben werde. Beides ist eingetroffen. Die Aufnahme, welche das Buch in der Oeffentlichkeit fand, war ehrenvoll und die ihm gewidmeten Besprechungen vielfach förderlich. Und da Hase selbst fast alljährlich Dogmatik zu lesen hatte, hat er den hohen Gegenstand dauernd mit treuer Sorgfalt im Herzen bewegt, so daß ihn der Auftrag einer zweiten Auflage wohlgerüstet traf.

Die neue Bearbeitung ließ freilich von der ersten Gestalt dieser Dogmatik fast keinen Stein auf dem anderen, und gar mancher Bestandtheil der ursprünglichen Ausgabe, der nur jugendlichem Enthusiasmus angehörte oder in ein Lehrbuch nicht recht passen wollte, wurde unbarmherzig aus dem Buche getilgt. Der dadurch gewonnene Raum kam namentlich den dogmengeschichtlichen Citaten zu Gute, die nun erweitert werden konnten, um den Text selbst ausführlicher zu erläutern. Denn es kam Hase ja vor Allem darauf an, eine Dogmatik auf historischer Grundlage zu geben, welche reichliche Berücksichtigung der Geschichte ihm freilich den Vorwurf eingetragen hat, sein Buch sei mehr eine Dogmengeschichte als ein System der Glaubenslehre.

Hase hatte von vorn herein nicht den Wunsch ein Buch zu schreiben, welches allenthalben Beifall finden sollte. Sondern es sollte sein Lehrbuch sein in unbegrenzter Offenheit in der Mittheilung des Eigenen. Er war sich wohl bewußt, daß dem Geiste, dem er selbst ein dienendes Organ sei, die Zukunft angehöre als dem siegreichen Geiste protestantischer Wissenschaft; dennoch, meint er, würden auch solche, die sich in der Gemeinschaft dieses Geistes mit ihm fühlten, bei den Einzelheiten dieser Dogmatik oft mehr daran denken, daß sie ihm etwas zu vergeben, als etwas zu danken hätten. Die Zeiten seien vorüber, wo ein dogmatisches Werk den einmüthigen Glauben eines ganzen Zeitalters so in seinen Tiefen aussprach, daß sich das Gesammturtheil zur Sage von den Worten

gestaltete, welche Christus an Thomas von Aquino gerichtet habe. In unseren Tagen könne der Dogmatiker nur die Hoffnung aussprechen, daß sein Werk wenigstens durch den Widerspruch, den es aufregen werde, zur Verständigung über den Inhalt des Glaubens beitragen möge.

Die Dogmatik Hase's hat sechs Auflagen erlebt, aber abgesehen von der doch immerhin mehr formellen Umgestaltung nach dem ersten Drucke ist sie bis auf etliche Zusätze und Ergänzungen unverändert geblieben, so daß Hase es als sein Geschick bezeichnete, daß diese Glaubenslehre gleich anfangs die bestimmte Auffassung des christlichen Glaubens enthielt, welche hinieden zu überschreiten ihm Gott nicht gegeben habe. Er faßte sie auf als eine Theologie der Versöhnung mitten inne zwischen Extremen, die sich theilweise erst seit dem ersten Erscheinen dieses Jugendwerkes zu ihrer vollen Schärfe herausgebildet hatten. „Ich habe mich — sagt er in der Vorrede zur vierten Auflage 1850 — vom Anfange an einem Rationalismus entgegengestellt, der für die deutsche Theologie nur ein Durchgangspunkt sein konnte, um einen schlimmeren Bruch mit dem geschichtlichen Christenthum zu verhüten. Immer in der Liebe zur Kirche meiner Väter, wohl selbst mit einiger Liebhaberei am Alterthümlichen, bin ich doch vom Anfange an der orthodoxen Maske der pantheistischen Philosophie ebenso offen entgegengetreten, als ich nachmals einer ernster gemeinten Rückkehr zu einer Theologie der Vergangenheit entgegentreten mußte."

In derselben Vorrede ist jener bekannt gewordene Satz zu finden: „und darf ich theologischen Schriftstellern etwas Heidnisches wünschen, so sei es ein wenig Lakonismus". Dieses Wort ist ungemein bezeichnend für Hase, der über den reichen Inhalt nie die schöne Form vergaß, dem die gelehrte Arbeit unlöslich verbunden war mit der schriftstellerischen Kunst, und der in den Schriften seiner Fachgenossen wohl viel Gelehrsamkeit, aber auch unendlich viel Breitschweifigkeit und Formlosigkeit zu finden pflegte. Er hatte sich seinen eigenen Stil gebildet, der den Leser sofort gefangen nimmt, bis zur letzten Zeile fesselt und um seiner Klarheit und plastischen Gestaltungskraft willen stets von Neuem entzückt. Erst in den Schriften des höchsten Greisenalters hat das

Streben nach Kürze die Sprachgesetze gelegentlich vergewaltigt und der Stil hat etwas Gesuchtes bekommen. Es gehörte wesentlich zu Hase's persönlicher Eigenart und hoher Bedeutung, daß er bei seinen Arbeiten stets aus dem Vollen schöpfte und das im Geist Ergriffene sofort künstlerisch zu gestalten und formvollendet wiederzugeben vermochte. So ist allen seinen Schriften das Gepräge der Klassicität aufgedrückt und alle sind sie zum Kunstwerk verklärt.

Während die Dogmatik als akademisches Lehrbuch sich naturgemäß vorzugsweise an das theologische Fachpublikum wendet, ist Hase's Gnosis für den großen Leserkreis aller Derer bestimmt, die auf den Besitz allgemeiner Bildung Anspruch erheben wollen, also auch die religiösen Fragen in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen müssen. Auch sie ist, wie wir sahen, ein Jugendwerk Hase's. Sie erschien zum ersten Male in drei Bänden bei dem Leipziger Buchhändler Barth 1827—1829 unter dem Titel: „Gnosis oder protestantisch-evangelische Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde". Die Wahl des fremden Namens für das Buch rechtfertigte der Verfasser mit seiner Vorliebe für jene Zeit, da alle Weisheit der Welt zu Alexandrien in der christlichen Schule zusammenkam und man dieses erleuchtete Christenthum, das sich in des Geistes ewigen Gesetzen als Wahrheit erkannte, die Wissenschaft an sich, als die höchste von allen, d. h. Gnosis nannte, und zwar im Gegensatze des auf äußere Autorität gestellten Volksglaubens. Es schien dem jungen Theologen als eine Pflicht, den Vertretern der Gemeinde, nachdem ihnen so Vieles zur Belehrung und Aufklärung gesagt war, damit dies unschädlich sei, Alles zu sagen, denn nur das Halbwissen veranlasse Leichtsinn, Verketzerung oder Zweifelsucht, die echte Wissenschaft bringe heitern Ernst, Milde und Frieden. Somit versuchte er, von den bisherigen Bemühungen der Theologie und vom Stande des Christenthums in wissenschaftlicher Hinsicht der Gemeinde öffentliche Rechenschaft abzulegen. „Nicht aber eine populäre Dogmatik wurde beabsichtigt, sondern eine streng geordnete, nur aus den gelehrten Elementen

ihrer Geburt herausgebildete und von den Innungszeichen ihrer Fakultät losgesprochene Wissenschaft.“

Hase hat später selbst zugestanden, daß er die Gnosis in dem naiven Egoismus verfaßt habe, solch ein Buch zunächst für sich selbst zu schreiben. So ist es auch ein in besonders hohem Grade persönliches Buch geworden, denn die ganze Eigenart des unermüdlichen jungen Gelehrten fast auf jeder Zeile ausgeprägt ist, dabei nicht selten den Charakter pathetischer Auffassung und eines gewissen poetisch-romantischen Betriebs der ernsten Wissenschaft bekundend.

Das Buch ist ein Lieblingsbuch Hase's geblieben, der ja selbst durchaus nicht nur als „Kirchenhistoriker“ gelten mochte, sondern mit Stolz auch auf seine dogmatischen Arbeiten hinzuweisen liebte; sie waren ja auch seine Erstlingswerke. Doch hat sich die Gnosis nur langsam verbreitet; der Zwang zu einer neuen Auflage hat gerade bei ihr nie vorgelegen. Denn es sind nicht Viele, welche die ernste Arbeit daran setzen, in der vollen Kenntnißnahme der theologischen Forschungen, Sorgen und Streitigkeiten ihren religiösen Glauben zu begründen. Trotzdem versichert Hase, daß von Allem, was er je geschrieben, gerade dieses Buch ihm von Zeit zu Zeit die bestimmtesten Anzeichen zurückgesandt habe, daß es hier und da gar wohl verstanden und beherzigt worden sei. So verzeichnet er es auch in seinen Annalen einmal mit unverhohlener Freude, als er die Bekanntschaft einer — noch dazu katholischen — Dame gemacht hatte, die seine Gnosis studierte.

Die Vorliebe für das Buch trieb ihn dazu, nach mehr als vierzig Jahren eine neue Bearbeitung zu unternehmen, und während seine Aufzeichnungen sonst gemeinhin das Unternehmen einer neuen Auflage nur kurz bemerken, sind in diesem Falle jene Blätter voll von allerlei Bemerkungen, die darthun, wie eng das Herz des ehrwürdigen Theologen gerade mit dieser Aufgabe verflochten war.

Der Gedanke einer solchen Wiedergeburt der Gnosis taucht in ihm zuerst 1866 auf, doch ist ihm dabei zunächst bedenklich, daß aus den dogmatischen Vorlesungen das Beste und Populäre dann hinein müßte, und dieses dürfte die Vorlesungen beeinträchtigen.

Der Ausweg, die dogmatischen Vorlesungen aufzugeben, hätte ja zugleich den Vorzug größerer Bequemlichkeit, denn der Winter mit seinen 16 Kollegienstunden wurde dem an der Schwelle des Alters stehenden Professor ohnehin etwas sauer. „Indeß kann ich mich doch zum Aufgeben einer Hauptvorlesung nicht wohl entschließen, so lange sie der liebe Gott nicht selbst mir aus der Hand nimmt. So will ich doch wieder an die Gnosis gehen, sobald sich freie Zeit und Lust dazu vorfindet. Es wäre draußen im Berg, wenn die Bäume blühen werden, ein gutes Geschäft.“ Und so begann mit munterem Eifer die neue Bearbeitung, die doch ihre Schwierigkeiten hatte, da einige bis dahin fehlende Abschnitte, wie Litteratur der Bibel und Geschichte der Glaubenslehre, neu hinzugefügt werden mußten und in ihrer formellen Gestaltung dem Verfasser viel zu schaffen machten. „Aber ich möchte so gern dies Werk meiner Jugend, ohne den Jugendglanz daran zu verlöschen, in edler Reife hinstellen, das letzte größere Werk, mit dem ich, wenn's der liebe Gott hinausführen läßt, dann wohl abschließen könnte.“ Langsam schreitet die Arbeit fort, die Schwierigkeiten mehren sich; und doch sagt Hase im Tagebuch von 1868: „Ich hoffe noch immer hier in reiner Form das Beste meiner theologischen Anschauung zu geben.“ Und das Jahr 1869 hebt an mit der Aufzeichnung: „So groß ist der Eifer zur Gnosis, daß ich heute Morgen gegen alles Herkommen mit ihr anhob, und nun erst beim Abendlicht zu meinem Neujahrswunsch komme. Meine Lust und Arbeit hat ganz der Gnosis gehört, und der erste Band wird bald vollendet sein. So ist denn die Aufgabe dieses Jahres, auch den zweiten fertig zu bringen und die 6. Auflage der Dogmatik. Ich hoffe, dem soll Alles untergeordnet sein. Gott gebe dazu Frieden im Lande, Behagen im Hause, Gesundheit an Leib und Seele.“ Das ganze Jahr gehörte dann in der weiten Nebenzeit diesem lieben Werke. Anfang Juli erschien der erste Band. „Ich denke der Inhalt soll belebend von mancher Kanzel hinab klingen, die mir versagt ist.“ Der zweite Band erschien im Frühling 1870. In einem Briefe an einen gleichgesinnten Freund sagte Hase damals: „Wie wir keiner der derzeit herrschenden Parteien angehören, nicht der Orthodoxie, nicht

dem Protestantenverein und nicht einmal der Vermittelungstheologie, so wird die Gnosis von Allen sauersüß angesehen werden, oder wie es eine Anzeige vorsingt als eine angenehme Lektüre, während doch meine Jugend und mein Alter drin steckt und mein Herzblut hinein ergossen ist."

Die Vorrede, datirt vom Johannistage 1869, erzählt die Entstehungsgeschichte des Werks und wie Hase erst nach einigem Zögern sich zu der von ihm selbst ersehnten Neubearbeitung entschlossen habe. „Es ließ mir keine Ruhe, und als ich mich dann einmal darauf eingelassen hatte, die Erfahrungen des eigenen Alters wie der seitdem durchlebten Zeit mit dem frischen Muthe der Jugend, habe ich mich gern zurückgelebt in die Tage, an denen einst dies Buch mir zugefallen ist, und sah mich zu meiner Verwunderung, dazu nicht ohne einige Beschämung, gar nicht so weit davon entfernt in meiner dermaligen Stimmung, in meiner Ueberzeugung ohnedem nicht ... Daher ich den Gedanken dieses, doch wohl etwas zukunftsvoll geschriebenen Buches', wie die damalige Vorrede ihn ausspricht, unverkürzt erhalten konnte. Es ist kein Buch zur Erbauung, kein Geschenk für Konfirmandinnen. Es ist theilweis nur ein Abdruck meines akademischen Lehrbuchs der Dogmatik, die gelehrte Form möglichst abgestreift, aber der wissenschaftliche Gehalt durchaus bewahrt ... Und solch eine aufrichtige Darstellung des christlichen Glaubens in der Einigung des freien Gedankens mit der Liebe zum alten Christus und im kirchlichen Gemeingefühl kommt vielleicht einem Bedürfniß der Zeit entgegen."

Hase hat es selbst ein Wagniß genannt, nach mehr als 40 Jahren ein Buch wieder auszusenden, als ob es noch der Gegenwart, dieser rasch lebenden Gegenwart angehörte. Manche Ranken, an denen keine Frucht zu hoffen war, hat er darum abgeschnitten, manches Persönliche verlöscht. Es ist doch Etliches geblieben, was in der neuen Umgebung etwas wunderlich aussieht. Und mancher Abschnitt muthet den Leser an, als ob er nicht mehr so recht in den Geist des neuen Buches paßte, wie ein eingesprengtes Stück aus Hase's romantischer Jugendzeit. Schon die äußere Eintheilung des Buches ist wie ein Nachklang davon: indem der Verfasser das

Gebäude der Dogmatik mit einem christlichen Gotteshaus vergleicht, nennt er den einleitenden Theil „Vorhalle“ und den Schlußabschnitt „Apsis“. Auch ist es einigermaßen verwunderlich, in der Gnosis eine ernstlich durchgeführte Vertheidigung der Johanneischen Abfassung dieses Evangeliums zu finden, also die ältere, später aufgegebene Ueberzeugung Hase's, die er wohl aus Pietät gegen die Meinung seiner Jugend hat stehen lassen. Schließlich mag auch darauf hingewiesen werden, daß der Leser nicht auf alle Fragen eine runde, klare, abschließende Antwort bekommt, die ihn durchaus beruhigen könnte. Um Alles sicher wissen und endgültig entscheiden zu wollen, ist Hase ein viel zu umsichtiger und vorsichtiger Forscher. So manche Frage beantwortet er mit Ja und Nein zugleich, obwohl das sonst nach seiner eigenen Angabe keine gute Theologie ist. Aber er weiß zu wohl, wie fließend die Vorstellungen über die Geheimnisse des unsichtbaren Lebens und wie verschieden sie in den mannigfachen Köpfen der Denkenden sind, um immer jede Frage auf den lösenden Begriff bringen zu wollen. Für weiser hielt er darum oft ein besonnenes Sichbescheiden als ein ruhmrediges Alleswissen.

Trotz einiger Ausstellungen wird man dieses Buch jedem denkenden Christen, der sich über seinen Glauben Rechenschaft ablegen will, mit gutem Gewissen angelegentlich empfehlen können und man darf es getrost zu den besten Werken der neueren Theologie zählen. Die meisten Abschnitte des Buches lesen sich leicht und angenehm. Es ist keine trockene Lehrschrift, sondern lebendige Darstellung und Schilderung, und immer wieder eröffnen sich uns im Gang der Verhandlung Ausblicke auf einen Hintergrund, der alles Göttliche und Menschliche umfaßt. Manche Ausführungen erfordern freilich auch die ganze Aufmerksamkeit und geistige Anspannung des Lesers. Wer sich aber daran macht, das Werk, das fast 900 Seiten zählt, zu lesen, und, wie das sein soll, das auch bis zu Ende hinausführt, der wird sich reich belohnt finden.

Das Buch liegt uns jetzt in einem Bande vor, in dem es als 3. Auflage in die gesammelten Werke Hase's aufgenommen wurde. Es umfaßt 209 Paragraphen, von denen manche nur wenige Zeilen, etliche viele Seiten lang sind.

Die Vorhalle bespricht Einleitungsfragen unter dem Gesichtspunkte, daß die Vorhalle bei den alten Kirchenbauten ein wesentliches Stück des Bauwerkes ist. So enthält sie theils den Grundriß und Ueberschlag, wie die Glaubenslehre als Wissenschaft zu Stande kommt, theils den Bericht, wie sie bisher zu Stande gekommen sei, d. h. im ersten Kapitel (Inhalt und Form) was und wie sie das enthalten solle; im zweiten (Quellen), woraus dieser Inhalt zu schöpfen sei und wie seine Bestandtheile sich zu einander verhalten; im dritten die Geschichte der Glaubenslehre. Diese, weil der geschichtliche Verlauf der einzelnen Glaubensartikel nur Dem zur klaren Anschauung kommt, der das Ganze vor Augen hat, das zwar erst aus ihnen zusammengefaßt, dann doch wieder auf seine Bestandtheile zurückwirkt. Dieser Baum der Erkenntniß außerhalb des Paradieses ist aus dem Boden der Kirche erwachsen, nicht ohne die Erinnerung an ihre Geschichte im Großen und Ganzen sind die Wandlungen ihrer Glaubenslehre zu verstehen.

Die Glaubenslehre selbst gliedert sich in zwei Haupttheile. Der erste enthält die Lehre vom Christenthum seinem Wesen nach, wiefern es Religion ist, und ist überschrieben Ontologie. Da die Religion ein Verhältniß des Menschen zur Gottheit ist (Hase nennt sie gern die Liebe zum Unendlichen), so zerlegt sich dieser Haupttheil in die beiden Glieder dieses Verhältnisses: das erste Glied, von dem die Religion ausgeht, ist der Mensch, sonach die Lehre von der Menschheit nach ihrem religiösen Wesen der erste Theil; und zwar wird dabei besprochen zunächst die Religion nach dem Ideal (Ursprung und Wesen der Religion, der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes) und sodann die Religion in der Wirklichkeit (Ursprung und Wesen der Sünde in philosophischer Untersuchung und historischer Darstellung). Das andere Glied, darauf sich die Religion bezieht, ist Gott, sonach die Lehre von der Gottheit als Gegenstand der Religion der zweite Theil. Hier wird zunächst eine philosophische Untersuchung nach dem Wesen Gottes vorgenommen, dann folgt eine historische Darstellung der Gotteslehre in den Kapiteln: Gott insgemein, Schöpfung, Vorsehung, Gebet und Wunder, Engel und Dämonen. Die einzelnen Abschnitte

werden insgemein nach diesem Schema ausgeführt: Judenthum, Urchristenthum, Kirchenväter und Scholastiker, katholische und protestantische Kirchenlehre, alter und neuer protestantischer Glaube, Schlußurtheil.

Da der andere Haupttheil untersucht, wie der religiöse Geist sich auf besondere Weise als Christenthum verwirklicht hat und hier Alles von dem persönlichen Anfange, von Christus ausgeht: so war darzulegen vorerst wie Christus einst eine Gemeinschaft des religiösen Lebens begründet hat; sodann, wie unser eigenes religiöses Leben oder die Anlage dazu in diese Gemeinschaft aufgenommen zu einem christlichen Leben werde; endlich wie diese Gemeinschaft das Christenthum auf alle Zeiten bringe. Der zweite Haupttheil, der durchweg Geschichtliches enthält, das nicht aus den stetigen Gesetzen des Menschengeistes zu schöpfen ist, sondern aus guten geschichtlichen Denkmalen, erhielt daher die Ueberschrift Christologie und zerfällt in drei Theile, die den Grund, die Wirkung und das Mittel der religiösen Christuslehre darstellen: Christus in der Geschichte (seine Person, sein Werk, seine Stände), im Gemüth (Prädestination und Gnade, Rechtfertigungslehre, Heiliger Geist) und in der Kirche (Wesen der Kirche, Gnadenmittel, Diener und Ordnungen, Bekenntniß und Union der Kirche).

Die Apsis betrachtet schließlich in prophetischer Anschauung das Jenseits, in Bezug auf die Menschheit und in Bezug auf die Gottheit, jenes als Lehre von der Unsterblichkeit, dies als Lehre von der Dreieinigkeit.

2. Leben Jesu.

Als Hase 23jährig seine akademische Thätigkeit eröffnete und zum ersten Mal ein Kolleg über das Leben Jesu laß, hatte er darin in Schleiermacher und Winer Vorgänger gehabt, ohne doch von dem Inhalt ihrer Vorlesungen irgend welche Kenntniß zu haben. Aber völlig ohne Vorläufer war er, als er es unternahm, den hohen Gegenstand in einem Lehrbuche darzustellen. So ist er der Bahnbrecher auf dem Gebiete der Bearbeitung des Lebens Jesu gewesen, sein kleines Buch war die erste rein wissenschaft-

liche und gelehrte Darstellung dieser theologischen Disciplin zu einer Zeit, da man nur zu wählen hatte zwischen den Willkürlichkeiten und Plattheiten rationalistischer Auslegungskunst oder den bloß erbaulichen Umschreibungen einer bloß gläubigen Betrachtungsweise. 1829 erschien es mit dem Titel: „Das Leben Jesu, Lehrbuch zunächst für akademische Vorlesungen".

Die Stimmung, aus der heraus das Buch entstanden ist, deutet die Vorrede an, wenn sie meint, es gäbe wohl kein anderes theologisches Lehrfach, welches unmittelbar durch seinen Gegenstand den ganzen Menschen so in Anspruch nähme, und die kühnste Freimüthigkeit der Forschung mit echter Begeisterung so nothwendig verbunden fordere als eben eine wissenschaftliche Betrachtung des Lebens Jesu, die darum auch im Kreise der akademischen Studien nothwendig volles Bürgerrecht erhalten müsse.

Die Grundabsicht des Buches war, Christus durchaus nur in idealer Menschlichkeit aufzufassen in dem Gedanken, daß sich in ihm freilich ein göttliches Princip offenbare, aber eben deßhalb in rein menschlicher Form. So machte es vollen Ernst mit der rein menschlichen Entwickelung Jesu, ohne doch das Göttliche im wahrhaft Menschlichen zu verkennen. Die christliche Voraussetzung, daß in Christo Gott Mensch und dadurch der Welt das Heil geworden ist, kann der Wissenschaft nur als eine Idee gelten, an der die Thatsachen des Lebens Jesu zu messen sind; daher das Ziel der Wissenschaft die Aufhebung der Voraussetzung als solcher ist. Das wahrhaft religiöse Interesse kann hierbei der strengsten Forderung historischer Treue nicht widersprechen. Da das Göttliche sich in der Menschheit nur als wahrhaft Menschliches offenbart, das vollkommene Ebenbild Gottes nur als das religiöse Urbild der Menschheit, so ist jedenfalls das Leben Jesu als rein menschliches zu betrachten, und ohne diese Stetigkeit menschlicher Entwickelung könnte von einer Geschichte Jesu gar nicht die Rede sein. Hiernach stellt sich jene Voraussetzung als Anfrage, wiefern das religiöse Ideal der Menschheit in Jesu wirklich geworden sei?

Hase war sich sehr wohl bewußt, daß seine Grundansicht von Jesu Wesen und Wirken den äußersten Seiten der entgegenge-

setzten theologischen Parteien arg mißfallen würde; aber er tröstete sich mit der Gewißheit, daß die Besten seiner Zeitgenossen auf seiner Seite stehen würden. Eine andere Schwierigkeit, die der allseitigen freundlichen Aufnahme des Buches entgegenstehen werde, sieht Hase voraus in jener Art, wie er über einzelne Verhältnisse des Lebens Jesu zweifelhaft gesprochen und entgegenstehende Ansichten derselben neben einander gestellt habe, ohne sich für eine fest zu entscheiden. Er meint: in philosophischen Dingen könne und solle Jeder seine bestimmte Ueberzeugung haben, denn er habe sie nur im eignen Geiste zu suchen, und dessen könne er gewiß werden. Aber in historischen Dingen, wo das Urtheil auf Ueberlieferungen ruhe, deren Unvollständigkeit wir nicht ergänzen können, fordere oft die Besonnenheit, ein entscheidendes Urtheil zurückzuhalten, und es sei dann allein wissenschaftlich, gründlich zu wissen, was und warum man etwas nicht wisse. Oft genug bleibe deßhalb eben um des wissenschaftlichen Ernstes willen nichts übrig, als die verschiedenen Ansichten, die nach den historischen Urkunden möglich seien, mit ihren Gründen zu entwickeln, und die beiden äußersten Ansichten, die sich innerhalb der hierdurch gezogenen Grenzen des historisch Möglichen bewegen, nach ihrer größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit und Angemessenheit zum Ganzen zu beurtheilen.

Mit solchen Gedanken übergab Hase sein zweites Lehrbuch der vaterländischen Kirche als ein Werk, das er sich dachte als heiteres Denkmal am Schlusse der ersten Periode seines theologischen Lebens. „Denn nach den Jahren stillen Fleißes lege ich nun die alten lieben Bücher auf eine Weile bei Seite, um in der Erfüllung eines mit mir groß gewachsenen Wunsches fortzuziehen an Freundes Hand in das schöne Italien.“

Zwei Vorwürfe sind gegen das Buch bei seinem Erscheinen besonders lebhaft erhoben worden. Der eine richtete sich gegen den von Hase angenommenen Plan Jesu und kam von verschieden gerichteter wissenschaftlicher Seite. Der andere erhob laute Klage gegen diese Profanation des heiligen Gegenstandes und stammte aus den neugläubigen Kreisen der Evangelischen Kirchenzeitung.

Hase hatte folgende Ansichten über den Plan Jesu aufgestellt:

Jesus wollte ein Gottesreich gründen d. h. zunächst sein Volk, durch dasselbe die Menschheit zu einer ewigen Gemeinschaft in religiöser Liebe vereinigen. Unter diesen allgemeinen nie veränderten Plan fallen zwei Gestaltungen. In der ersten Hoffnung Jesu, so gewiß das sittlich-religiöse Moment unbedingt vorwaltete, war doch auch das politische Moment der Theokratie nicht ausgeschlossen. Denn hätte, wie Jesus anfangs hoffte, der Gesammtwille der Nation den Messias anerkannt und sich in sittlicher Umkehr und religiösem Aufschwunge bethätigt, so wäre Jesus dadurch nach nationalem Begriffe die höchste Gewalt im Staate geworden. Nachdem er aber aus dem Erfolge seiner ersten Wirksamkeit die Unvermeidlichkeit seines zeitlichen Unterganges und in demselben den Willen Gottes erkannt hatte, ließ er das politische Moment gänzlich fallen und beschloß, unbekümmert um die Mißverhältnisse der Staaten und die Spaltungen der Völker, ein geistiges Reich des religiösen Lebens zu gründen, welches früh oder spät auch die weltlichen Verhältnisse durchdringen und die Welt überwinden müsse.

Gegen diese Behauptung von einer lebendigen Fortbewegung im Plane Jesu, die also einen ursprünglichen Irrthum in sich schloß, wandten sich lebhaft eine Reihe Theologen von wissenschaftlichem Ruf. So stand der junge Gelehrte mit seiner Anschauung einsam in der gesammten Theologie der Zeitgenossen. Und da gerade Diejenigen, die wie er selbst die Anhänglichkeit an den alten Christus mit der freien Forschung zu versöhnen trachteten, Alle gegen ihn waren, insbesondere auch der milde Lücke, der Vertraute Schleiermacher's, so wich Hase der Uebermacht und gab in der Hauptsache diesen Gegnern Recht, die er immer gern als Mitarbeiter betrachtete. Er that es nicht in rechter Glaubensfreudigkeit, sondern wie Einer, der ernst und sorgsam die Gründe gewogen hat, und sich nach langem Zweifeln ein leises Neigen der einen Wagschale nicht ableugnen kann. So haben die folgenden Auflagen des Lehrbuches die Verzichtleistung auf jeden unmittelbar politischen Zweck im Plane Jesu ausgesprochen, doch die Ansicht beibehalten, daß Jesus nicht gleich von Anfang an Tod und Untergang vorausgesehen und vorausgesetzt habe. Aber

nach der Erwägung langer Jahre hat Hase später das ihm abgerungene Zugeständniß wieder zurückgenommen und ist zu der Behauptung seiner Jugend zurückgekehrt, wovon seine Geschichte Jesu Zeugniß ablegt. Die Beweggründe, die den alten Gründen ihr Recht zurückgaben, waren: einerseits, daß die johanneische Ueberlieferung nicht mehr ein unbedingtes Vorrecht über die drei anderen Evangelien anspricht, wie ihm die Gegner es aufzuzwingen verstanden hatten; andererseits die langgescheute, und doch abgedrungene Anerkennung, daß Jesus selbst auf seinem Todeswege das Panier des theokratischen Messias wieder hoch bis in die himmlischen Regionen erhoben hat.

Der zweite Vorwurf der Profanirung des Lebens Jesu wurde zunächst von Tholuck erhoben, der einige Aeußerungen, wie die über den Cölibat Jesu, für „unwürdig und zugleich trivial" bezeichnete; dann aber wiederholte ihn in bekannter Heftigkeit die Evangelische Kirchenzeitung, die beweisen zu können meinte, daß Hase auf einem „wahrhaft bedauernswerthen Standpunkt christlicher Ungewißheit und Zerworfenheit" stehe, und daß er mit wahrer Leichtfertigkeit das Heilige in den Staub ziehe. „Denn Staub ist, was nicht göttlich ist, und er entgöttert unsere Christologie vom Anfang bis zum Ende; vielleicht um so ärger und gemeinschädlicher, je mehr sich sein Beginnen gelegentlich auch hinter einen Nimbus von Gefühl, Frömmigkeit und von Gerechtigkeit verhüllt." Vor Allem stieß sich der evangelische Referent schon an den Ueberschriften der Paragraphen, welche diese Leichtfertigkeit hinreichend beurkundeten. So § 33 kindliche und § 41 intellektuelle Bildung; § 42 Das tägliche Brot; § 43 Der Cölibat; § 65 Die Schlafende [Jairus Töchterlein]; § 60 Die Heiterkeit Jesu; § 95 Die Inkonsequenz [das kananäische Weib]; § 123 Das Liebesmahl; § 131 Horologium [die verschiedene Stundenangabe der Kreuzigung]; § 137 Mythische Anklänge [die Auferstehung der Leiber beim Tode Jesu]; § 139 Der Abschied von der Erde [die Himmelfahrt]. Außerdem hatte Hase von einer „schönen Schwachheit" Jesu gesprochen und seine Reden „gelegentlich geistreich" [esprit] genannt. Es war für ihn nicht schwer, den Vorwurf der Leichtfertigkeit zurückzuweisen und als das Recht

des Protestantismus und das Recht der Wissenschaft die Forderung auszusprechen, daß für den Historiker kein wesentlicher Unterschied sei in der Behandlung einer profanen und einer heiligen Geschichte. Aber er hat später doch stillschweigend zugegeben, daß einige dieser Ueberschriften etwas Gesuchtes an sich hätten und nicht glücklich gewählt seien; und er hat sie dann durch andere ersetzt.

Das Lehrbuch hat im Laufe der Jahrzehnte fünf Auflagen erlebt, davon waren die späteren stark beeinflußt durch das Leben Jesu von Strauß und durch die von ihm ausgegangene mächtige Bewegung, die bis auf den heutigen Tag in der wissenschaftlichen Bearbeitung des Lebens Jesu nachzittert. Hase hat vielfach seinen Gegensatz gegen den berühmten Nachfolger in der Darstellung des Gegenstandes geltend machen müssen, obwohl er den hohen wissenschaftlichen Werth des berühmten Buches willig anerkannte. Dadurch ist ihm doch nur immer klarer geworden, daß sein eigenes Buch eine Mittelstellung einnehme, die wohl das Recht der Wahrheit aber nicht den Erfolg des Tages für sich haben könne. So heißt es in der Vorrede zur vierten Auflage: „Solch eine mittlere Stellung, wie dieses Buch gleich ursprünglich sie einnahm, und wie sie durch meine ganze Bildung mir angewiesen ist, kann ihrer Natur nach in leidenschaftlich bewegter Zeit keine lauten und enthusiastischen Freunde haben: aber wenn vielleicht auch vielfach anders gestaltet, als ich mir die rechte Mitte zu denken vermag, wird sie nach einem unabänderlichen Gesetze der Geschichte aus ihren extremen Gegensätzen als die siegreiche, die theilweise Wahrheit eines Jeden in sich bewahrende Macht hervorgehen." In dieser stolzen Zuversicht machte er sich von Neuem daran, das Werk zu bearbeiten, sowohl im Gegensatze gegen die, welche im Enthusiasmus der Freilassung von einem göttlich geachteten Buchstaben, dem Neuen Testamente selbst die geschichtliche Thatsache nach Kräften ableugnen, als auch im Gegensatz zu denen, welche in der Pietät zur heiligen Schrift doch oft nur auf listige Ausreden sinnen, um diesen Buchstaben zu beschirmen. Und so spricht auch das Vorwort zur letzten Auflage das Bekenntniß aus: „Eine mittlere Stellung, die auf dem Gebiete der Geschichte nur

dasjenige für wahr hält, was geschichtlich erwiesen werden kann, hat ihr Mißliches nach beiden Seiten hin. Strauß rechnet dieses Buch zur Theologie des Buchstabens und Alten Testamentes, weil ich nicht aufhören kann die Auferstehung des Gekreuzigten für eine geschichtliche Thatsache zu halten, aber selbst der selige Neander, und er war kein Eiferer, konnte mir nicht vergessen, daß ich die Himmelfahrt nicht als eine solche Thatsache darzuthun vermag."

Das Leben Jesu wird schwerlich eine große Verbreitung über den Hörsal Hase's hinaus gefunden haben, in welchem es den Studenten als Leitfaden diente, nachdem einmal die starke Bewegung durch Strauß begonnen hatte, obwohl es doch auch in fremde Sprachen übersetzt worden ist und um seiner maßvollen Art willen stets Freunde gefunden hat. Es war unrecht, wenn Strauß das Buch der Unwissenschaftlichkeit zieh auf Grund der Beobachtung, daß vor einer kritischen Wegräumung des alten Schuttes auch das zierlichste biographische Gebäude auf lockerem Grunde stehe. Denn gerade Hase's Art, das Leben Jesu zu betrachten, hat vermöge der im Vergleich zu Strauß weit größeren Kongenialität mit dem Gegenstande nicht gewöhnliche Vorzüge. Es zeigt sich darin ein sehr feiner psychologischer Spürsinn, der zweifellos bei den wichtigsten Fragen auf dem rechten Wege war und das volle geschichtliche Lebensbild Jesu wieder herzustellen verstand.

Während eines Zeitraums von mehr als fünf Jahrzehnten hat Hase jedes dritte Jahr die Vorlesungen über das Leben Jesu als das Portal zur Kirchengeschichte gehalten. Schon 1823 hatte er daran gedacht, sie in Vollständigkeit herauszugeben, doch damals trat die Verstörung seines akademischen Lebens dazwischen. Und als sich 1828 in Leipzig die alte Lust zur Veröffentlichung erneute, waren ihm die Vorlesungen mit ihrer anregenden Macht auf die Jugend doch zu lieb, um sie durch ein Druckwerk zu ersetzen oder doch ihren persönlichen Einfluß zu verkümmern, so daß er eben nur das kleine Lehrbuch ausgehen ließ, welches die mündliche Erklärung weit mehr forderte als ersetzte. Aber als dem Greise der

Entschluß auftauchte, sich das akademische Leben gegen seinen Abend hin ein wenig leichter zu machen, tauchte der alte Gedanke sofort wieder auf. Nach Schluß des Wintersemesters 1872/73, in welchem er das Leben Jesu mit steigendem Interesse gelesen und glücklich zu Ende geführt hatte, lag ihm eine gewisse litterarische Leere vor, und da es ihm bedenklich vorkam, den Feierabend seines Lebens nur litterarisch Fremdes zu genießen, entschloß er sich, die Vorlesungen zum Druck einzurichten. So begann er alsbald in den Osterferien mit dieser Arbeit, die in vielen Stücken nur Abschrift war, in manchen aber ernstes Erwägen forderte, da es galt, sich mit allerlei neuen Werken aus einander zu setzen. Anfangs wurde sie gemächlich fortgesetzt, bald aber gehörte ihr alle aufzutreibende Zeit. Wie er es geplant hatte, wollte er noch einmal das Kolleg lesen und dann sollte die Drucklegung der so sorgfältig vorbereiteten und ausgestalteten Vorlesungen erfolgen. Es war im Wintersemester 1874/75, daß er vor einem nicht sonderlich besuchten Auditorium dieses Vorhaben ausführte. Er begann am 26. Oktober und schloß am 5. März. Flinke Hände fleißiger Hörer schrieben emsig die Worte des Meisters nach, der noch einmal mit unverminderter Geistesfrische den herrlichen Gegenstand seiner geliebten akademischen Jugend vortrug. Im Sommer wurde das Buch gedruckt. Die Vorrede ist datirt von seinem Geburtstage, und das Tagebuch enthält vom gleichen 25. August die Bemerkung: „Das Werk dieses Jahres, die Geschichte Jesu, ist vollendet, und ich meine, sie enthält die volle Entwickelung Dessen, was ich überhaupt vermag; darin liegt ein großer Gottessegen und -Frieden."

„Geschichte Jesu. Nach akademischen Vorlesungen" nennt Hase das umfangreiche (gegen 800 Seiten umfassende) Werk und bezeichnet als seine Aufgabe: „Die Geschichte Jesu hat das Räthsel eines großen Menschenlebens zu lösen, indem sie darstellt, wie Jesus von Nazareth nach göttlicher Bestimmung durch die freie That seines Geistes in der Veranlassung seines Zeitalters Weltheiland geworden ist."

Eine ausführliche Einleitung eröffnet das Buch. Es gilt zunächst, die Quellen anzuführen, aus denen die Kunde des hohen Lebens geschöpft werden muß. Das sind zunächst die vier Evan-

gelien, die seit der Mitte des 2. Jahrhunderts in der herrschenden Kirche als die allein sicheren Lebensverkündigungen Jesu einmüthig anerkannt werden, obwohl sie zunächst ohne historisches Interesse mehr in erbaulicher Absicht oder besser mit dem Zwecke geschrieben sind, zu bezeugen und zu erweisen, daß der von Gott verheißene, von den Propheten verkündete Messias in der Person Jesu von Nazareth erschienen sei. Dabei tritt jeder näheren Betrachtung alsbald der Unterschied der drei ersten Evangelien auf der einen Seite, des vierten auf der andern entgegen; jene wegen ihrer Gleichartigkeit synoptische Evangelien genannt. In der schwierigen litterargeschichtlichen Frage nach dem Alter und Ursprung dieser Schriften entscheidet sich Hase dafür, daß von den drei ersten den ursprünglichen Evangelientypus am treuesten unser Marcusevangelium bewahrt habe und — wie wir oben sahen nach langem Schwanken — daß das vierte nicht unmittelbar auf den Apostel Johannes zurückgehe, sondern nur aus der Ueberlieferung hervorgegangen und in seinem Geiste redigirt sei. So daß im Ganzen vier glaubwürdige Erzählungen vorliegen, in denen doch alles Einzelne der historischen Kritik unterliegt, in Frage gestellt, auch als ungeschichtlich beseitigt werden kann. Denn zweifellos läßt sich auch einzelnes Mythische in den Evangelien finden; Volkssagen, die sich in die Geschichte verlaufen haben, wie ein Adler sich verfliegt in die Ebene. Auch einige außerchristliche Quellen und Denkmale zweiten Ranges sind bei einer Biographie Jesu zu berücksichtigen, wenngleich mit besonderer Vorsicht angesichts der märchenhaften apokryphischen Evangelienschriften.

Im zweiten Kapitel der Einleitung (Form) sind vor Allem die Erörterungen des § 14 über die Idee des Lebens Jesu bemerkenswerth. Wir erfahren hier mit dankenswerther Deutlichkeit, was wir von dem Buche zu erwarten haben. „Nur menschliches Leben ist ein geschichtlicher Gegenstand" — diese Worte Hase's könnte man als Motto über diese Schrift setzen. „Jesus rein menschlich betrachtet, ist es eine der schwersten und schönsten Aufgaben historisch und psychologisch darzuthun, wie er dazu gekommen sei, Messias seines Volkes und Heiland der Welt zu werden. Ist er der Gott selbst, der sich gesandt hat, der die Weltgeschichte

von Ewigkeit her überblickte und sie wollte wie sie ist: so erscheint solche Untersuchung ebenso unnütz als zwecklos." So ist ihm Jesus der Gottmensch nicht in dem undenkbaren Sinne, daß in ihm eine absolut göttliche und eine menschliche Natur in einem Individuum zusammengekommen seien, sondern in dem anderen: „Wenn ein Mensch das Menschliche rein von der Natur empfangen und vollkommen ausgebildet hätte, und durch seine fromme Liebe ethisch eins geworden wäre mit der Gottheit, so würde ein solcher Mensch das Göttliche in der Menschheit wahrhaft und in eminenter Weise darstellen. Ob für ihn der Name des Gottmenschen paßte? Betrachten wir die Menschheit nach ihrer Idee, wie sie sein sollte, so paßt er nicht, denn im wahrhaft Menschlichen ist das Göttliche schon einbegriffen, es versteht sich von selbst. Betrachten wir aber unser Geschlecht, wie es vor unseren Augen wandelt in seiner verkümmerten Wirklichkeit, die Millionen, die mit ihrem nur auf das tägliche Bedürfniß gerichteten Blick fast Thiermenschen genannt werden könnten, und auch die Besseren, meist nur Glücklicheren, weit abgefallen von jener Idee, der Sünde verfallen: so wird der Eine, der etwa in der Menschheit vorangeschritten als der Vollendete, in welchem das Göttliche wahrhaft und unverkümmert Mensch geworden ist, im schönen Sinnbilde, bezeichnend daß das rechte menschliche Leben immer ein göttliches Leben ist, ein Gottmensch genannt werden." „Unsere Voraussetzung als Idee des Lebens Jesu ist hiernach wohl eigenthümlich [nicht im Sinne des kirchlichen Dogmas] gefaßt, aber durch den Glauben der ganzen Christenheit gegeben, das Leben Jesu als das Leben eines Gottmenschen. So weit die Gottheit sich in der Menschheit offenbaren kann, hat sie sich offenbart, ist sie menschlich geworden in Christo. Aber das Göttliche ist nicht etwa seiner und unserer Menschlichkeit Fremdes, es ist seine vollkommene Menschheit selbst."

Das dritte Kapitel bietet eine glänzend geschriebene Uebersicht über die Litteraturgeschichte Jesu, so weit sie sich durch die Jahrhunderte entwickelt hat als äußerliche Zusammenfügung der Quellen oder als die geschichtliche Darstellung ihres Inhalts oder als künstlerische Auffassung und Ausschmückung desselben, also in harmo-

nischer, historischer und poetischer Darstellung. Die Menge dieser Schriften bezeugt das fortwährende Bedürfniß, den verschiedenen Standpunkten der Volksbildung, zuletzt auch der Wissenschaft, das Leben Jesu näher zu bringen, als durch die Evangelien selbst geschah; wenn schon zu diesen der christliche Sinn immer wieder zurückkehrte, so daß alle jene abgeleiteten Darstellungen nur deßhalb und insofern Werth haben, als sie einführen in das wahre und tiefe Verständniß der evangelischen Quellen.

Nach der Einleitung folgt die Vorgeschichte des öffentlichen Lebens Jesu als Kindheits- und Bildungsgeschichte. Die erstere, so viel oder vielmehr so wenig wir davon wissen, ruht auf den vielfach sagenhaften Berichten des Matthäus und Lukas. Die andere ist auf Rückschlüsse aus dem öffentlichen Leben Jesu, auf die hebräische Volksgeschichte und auf die allgemeinen Gesetze menschlicher Entwickelung verwiesen. Hierzu gehört auch eine geistvolle Abhandlung über Jesu Sündlosigkeit und Unfehlbarkeit, die erstere gefaßt als sittliche Vollkommenheit im steten sieghaften Wachsthum, die letztere als die Jesu auf den Höhen seiner Entwickelung eigene vollkommene Klarheit des Gottesbewußtseins, daher seine Lehre die Darstellung des vollkommenen religiösen Seins. Auch den Versuch einer Charakterschilderung Jesu macht hier Hase, indem er ihn schildert als das höchste sittliche Vorbild im schönsten Ebenmaß der eigenen sittlichen Vollendung. Einen breiten Raum nimmt dann die Darstellung des Zeitalters und der jüdischen Messiashoffnung ein, worauf denn in feiner psychologischer Kunst der Entschluß Jesu, als Messias aufzutreten, begründet und beschrieben wird.

Die Geschichte des öffentlichen Auftretens Jesu gliedert Hase auf Grund des Johannesevangeliums, das (während die synoptischen Evangelien nur eine Passahfeier Jesu kennen) bekanntlich drei Passahfeste unterscheidet, denen Jesus in Jerusalem beiwohnte, in drei Perioden. Die erste Periode, „das angenehme Jahr des Herrn", hebt an mit der Taufe Jesu in Judäa vor dem 1. Passah seines Lehramtes und erzählt die Wirksamkeit Jesu bis zur Volksspeisung; die zweite „das Jahr des Kampfes" beginnt mit dem 2. Passah, schildert die Sommerwanderung in

Galiläa und die Verborgenheit an der phönizischen Grenze und schließt unmittelbar vor dem Einzuge nach Jerusalem zum Todes-Passah. Die dritte bietet eine Darstellung vom „Untergang und Auferstehen".

Den Schleier des Geheimnisses, der über dem Ausgang des Lebens Jesu liegt, vermögen natürlich auch Hase's Untersuchungen nicht zu heben. Nicht so bestimmt wie einst im Lehrbuch behauptet er die leibliche Auferstehung. Sondern das Ergebniß eingehender Forschung — „und ich zweifle, ob eine unbefangene Wissenschaft je darüber hinauskommen wird" — stellt sich ihm so dar: das Eine oder das Andere kann geschehen sein: entweder mehr nach Paulus, Matthäus und Marcus eine Geistererscheinung, die sich in visionäre Zustände auflöst, oder nach Lukas und Johannes die leibhaftige Wiederbelebung des Gekreuzigten. Hase selbst neigt mehr zum zweiten, was allerdings den peinlichen Gedanken einer Art Scheintodes und den noch peinlicheren eines zweiten Sterbens Jesu in sich schließt; aber er ist weit davon entfernt, diese seine Ansicht Anderen aufdrängen zu wollen. Zumal er selbst ausspricht, daß jenes Resultat einer zweifachen Möglichkeit keins sei, das ihm gefalle. Sicher ist ihm nur der unerschütterliche Glaube der Apostel und der apostolischen Kirche an die Auferstehung des Herrn. Wie dieser Glaube entstand, darüber kann die Forschung irren. Aber das allein ist die sichere Thatsache der Auferstehung, daß Alles, was Christus während seines Lebens als sein eigenes Selbst in die Apostel eingepflanzt hatte, zur freudigen Thatkraft erweckt wurde und sie durch den Hinblick auf seinen Erlösungstod wie auf die göttliche Lösung desselben wirksamer als er selbst im irdischen Dasein das Evangelium des Gottesreichs verkünden, und wie er selbst zuletzt, was langer geschichtlicher Arbeit bestimmt war, von seiner plötzlichen herrlichen Wiederkunft erwarten.

Hase war sich bewußt geblieben, daß er bei seiner Art der Forschung nicht allgemeinen und jubelnden Beifall für sein Buch erwarten dürfe. Aber leise war in ihm trotzdem die Hoffnung lebendig, daß die Herausgabe seiner Vorlesungen doch vielleicht wieder eine größere Zahl Zuhörer um sein Katheder versammeln könnte, als das damals in der Zeit des Theologenmangels geschah.

Es war eine trügerische Hoffnung; im folgenden Jahre mußte er bekennen: „Das Leben Jesu ist wohl nicht in glückliche Zeit gefallen, und das Ereigniß scheint mir in Gefahr vergessen zu werden.“ Und es war an diesem Bekenntnisse viel Wahrheit. Leider hat das Buch sich in der allgemeinen Werthschätzung nicht die Stellung erringen können, die ihm doch zukommt; denn es ist ein bedeutendes Buch von bleibendem Werth. Gerade die, die von Strauß und Renan nicht befriedigt werden, weil sie empfinden, daß diese Art tendenziöser Bearbeitung des Lebens Jesu dem hohen Gegenstande nicht gerecht werden kann, würden mit um so größerem Genuß das Hase'sche Werk lesen. Es steht auch hoch über den beiden seitdem erschienenen größeren Schriften, die es an wissenschaftlichem Ernst und an Besonnenheit der aufbauenden Darstellung weit übertrifft. Die kleine letzte deutsche Biographie des Erlösers aber bietet wohl schöne Ergebnisse, läßt jedoch den Weg der Forschung vermissen, der zu ihnen führt. Und gerade auf diesem mühseligen und dornenvollen und doch so genußreichen Weg der wissenschaftlichen Untersuchung ist Hase ein unübertrefflicher Führer. Auf einem Gebiete, über das sich eine unermeßliche Fülle von Geschmacklosigkeit ergossen hat, hören wir aus seinen Urtheilen, Erwägungen und schließlichen Entscheidungen immer die Stimme eines billig denkenden, taktvollen und feinsinnigen Menschen heraus. Und so muß eindringlich gemahnt werden, dem Wunsche Hase's gerecht zu werden, der vor einem Vierteljahrhundert hoffte, mit diesem Buche seiner Jugend wie seines Alters — „und es kommt mir nicht vor, als wenn beide weit aus einander lägen“ — noch einige Jahre über sein Scheiden hinaus eine Gemeinde aufstrebender Jugend um seine geistige Kathedra zu versammeln.

3. Kirchengeschichte.

Hase war durch die akademischen Verhältnisse Jenas zur Kirchengeschichte gedrängt worden. Mit der ihm eigenen Geistesfrische und Beweglichkeit hat er sich dann rasch auf dem neuen Gebiete heimisch gemacht. Er wird wohl auch bald selbst das

Gefühl gehabt haben, daß dieses Fach seinem Talente am meisten entspreche. Im Sommer 1831 hielt er zum ersten Male Vorlesungen darüber und von da an 52 Jahre lang in der ihm sachlich gegebenen Gliederung, daß die drei Zeitalter dieser Geschichte sich auf drei Semester vertheilten. Jene ersten kirchengeschichtlichen Vorlesungen wurden unter mancherlei Schwierigkeiten begonnen. Hase hatte wohl in Leipzig für ein verwandtes Gebiet gute Vorstudien gemacht, aber doch nicht so viel gearbeitet, daß es für ein Kollegium ausgereicht hätte. Dabei befand er sich in dem Glück der Flitterwochen, das durch diesen neuen Thätigkeitszweig eine empfindliche Störung erlitt. Doch ist es ihm geglückt, von Tag zu Tag Nahrung zu schaffen für die fleißige Jugend.

Schon nach Schluß des zweiten Semesters war es ihm klar, daß er aus den Diktaten desselben ein Kompendium der Kirchengeschichte zu machen hätte, wie seine Zeit es noch nicht habe, aber bedürfe. Das war ganz seiner innersten Wesensart entsprechend, die Kräfte nicht in der gelehrten Maulwurfsarbeit der Einzeluntersuchungen zu verbrauchen, sondern sofort das ganze große Gebiet, über das er kaum erst einen Ueberblick gewonnen hatte, im Abriß zur Anschauung zu bringen. Kaum war der Plan gefaßt, so stand schon die ganze Kirchengeschichte vor seinem Geistesauge, wie sie werden sollte, und mit einer Begeisterung, wie vielleicht ein Dichter für seine Schöpfung, warf er sich in die mühsam strenge Arbeit. Manche Stunde ist drauf gegangen, die er gern bei der jungen Frau gesessen hätte, aber wie sie selbst sich in die Lust an dem, was da werden sollte, mit hineinziehen ließ, so war es gerade das volle sichere Liebesglück, das seinen Geist so frisch und jeder Anstrengung gewachsen erhielt; und „nach drei Jahren lag das Werk fertig vor mir wie eine Statue aus einem Guß“. Hase hat selbst zugegeben, daß es ein Werk der Kühnheit, ja Verwegenheit gewesen wäre, denn so Manches, davon er die Quellen sehr unvollständig kannte, sei in dieser individuellen Bestimmtheit nur wie aus Ahnung geschrieben worden. „Und doch — fährt er fort — habe ich in so vielen folgenden Ausgaben zwar Vieles zugesetzt, aber sehr wenig zu verändern gehabt. Unter

glücklichen Verhältnissen reifer Jugend begonnen, hatte ich's wirklich geschrieben wie ein rückwärts gekehrter Prophet."

Das Werk erhielt den Titel: „Kirchengeschichte. Lehrbuch zunächst für akademische Vorlesungen", als Leitspruch wurde ihm vorangesetzt das berühmte Wort:

„Alles hat seine Zeit,
Der Herr der Zeit ist Gott,
Der Zeiten Wendepunkt Christus,
Der rechte Zeitgeist der heilige Geist."

In der Vorrede, die am Himmelfahrtsfeste 1834 geschrieben ist, spricht sich der Verfasser über seine Absichten näher aus. Danach will er vor Allem, daß die Fülle des Lebens, wie sie aus den ursprünglichen Denkmalen jedes Zeitalters uns anspricht, noch aus dem zusammengedrängten Abriß durchleuchte. „Ich habe daher mit Sorgfalt gestrebt, statt des Allgemeinen und Unbestimmten, wie es sich gewöhnlich in Lehrbüchern findet, das Individuelle und Bestimmteste jedes Zeitalters auszusprechen, und wo es allgemeiner großer Züge bedurfte, sind diese voll Hindeutungen auf so bestimmte Thatsachen, daß sie den Lehrer darauf hindrängen, des Individuellsten dabei zu gedenken." Damit bekennt sich Hase von vorn herein grundsätzlich zu dem Repräsentativsystem in der Geschichtschreibung, d. h. er nimmt es dabei als sein Recht in Anspruch, Ideen durch Thatsachen darzustellen, in denen sie enthalten sind, und das Gewirr der Ereignisse wie der Personen dadurch zu einer deutlichen Anschauung zu bringen, daß einzelne Personen und Ereignisse an der Stelle vieler andern ähnlichen herausgegriffen werden mit diesem repräsentativen Charakter. Gerade diese konkrete Darstellung einzelner hoher Gestalten verhilft am besten zu einer vollen lebendigen Anschauung eines Zeitalters, wenn es so im Leben einzelner Zeitgenossen aufs genaueste angeschaut wird, und leuchtet am hellsten in der Erinnerung. „Shakespeare sagt irgendwo in einem Prolog: Ich bitt' euch, nehmt die paar fechtenden Komödianten für eine Schlacht! Der Geschichtschreiber kann mit gleichem Rechte sagen: Nehmt die geistigen Häupter und Repräsentanten einer Zeit für das Zeitalter selbst."

Für einige ungewohnte Gegenstände mußte Hase durch sein Lehrbuch erst das Bürgerrecht in der Kirchengeschichte fordern: vor Allem für die Geschichte der christlichen Kunst, die er als Erster mit in den Stoff seiner Vorlesungen aufgenommen hatte. Andererseits hat er Manches fortgelassen, was als Ballast bis dahin mitgeschleppt wurde: Nebenpersonen eines Ereignisses, die nichts geleistet, Namen von Synoden, auf denen nichts beschlossen worden ist, der Päpste, die nicht regiert, und der Schriftsteller, die nichts geschrieben haben.

Ueber Hase's gewaltige Bedeutung als Kirchenhistoriker sind heute alle Beurtheiler einig und sein Lehrbuch gilt unbestritten als ein klassisches Werk von epochemachendem Werthe. Nicht von Anfang an war das der Fall. Röhr in seinem Zorn über Hase und den wachsenden Einfluß seiner Schriften bestellte sich bei dem Kirchenhistoriker Gieseler eine Vernichtungsrecension, die von diesem geärgerten Rivalen thatsächlich geschrieben wurde und namenlos in der Predigerbibliothek erschien. Die Anonymität blieb jedoch nicht gewahrt, Röhr selbst hatte sie ziemlich deutlich gebrochen, doch nannte Hase in seiner Vertheidigungsschrift, dem zweiten Hefte seiner „Streitschriften" den Namen des Gegners nicht, vertheidigte vielmehr einen „berühmten Kirchenhistoriker", der von Röhr als Verfasser bezeichnet werde, gegen diese Injurie, daß er der Autor eines so gehässigen Angriffs sein könne.

Der berühmte Kirchenhistoriker behauptete zunächst rund heraus, die Hase'sche Kirchengeschichte sei nur „ein Decoct" aus der seinen. Hase hat das mit gutem Rechte stolz als eine schamlose Behauptung zurückgewiesen, ohne sich dagegen eingehend zu vertheidigen. Der zweite Tadel betraf die Anordnung des Lehrbuches, die auch Hase nicht mit der freudigen Ueberzeugung des unbedingten Rechts vertheidigte, aber doch für die verhältnißmäßig am meisten geeignete beibehielt im vollen Bewußtsein davon, daß bei jeder solchen Eintheilung des gewaltigen Stoffes viel persönlich bestimmte Wahl und Willkür den Ausschlag gebe. Die Hauptanklage Gieseler's bezog sich auf den Vorwurf historischer Unrichtigkeiten, deren er eine große Anzahl anführte, um nachzuweisen, wie schwach es mit Hase's Quellenstudium beschaffen sei. Dieser

ging den 41 Anklagepunkten genau nach und konnte dabei zuletzt doch feststellen, daß er urkundlich nachgewiesen habe, wie mit wenigen offen zugegebenen Ausnahmen die historische Unrichtigkeit sich nirgends finde als in der kritischen Prediger-Bibliothek selbst. Endlich wurde auch noch die Form des Lehrbuches von dem Anonymus hart verurtheilt hinsichtlich der historischen Urtheile, die oft sehr überraschend seien, und hinsichtlich des Stils, welcher geschildert wird als „kurz, oft körnig und treffend, oft aber auch unbestimmt, so daß die Meinung des Verfassers in ein mysteriöses Dunkel zurücktritt. Dabei ist er lebendig, und reich an Bildern und Blumen, um sinnliche Anschauungen zu gewinnen; aber nicht selten ist diese poetische Färbung unpassend.“ Auch diese Anklagepunkte hat Hase im Einzelnen beantwortet und mit leichter Mühe die Berechtigung seiner eigenpersönlichen Ausdrucksweise nachgewiesen. Gieseler's Schlußurtheil lautete: „Das Ganze hat, mit einem Worte, eine glänzende Außenseite, verbirgt aber dahinter Leere und Armuth.“ Dagegen hat Hase das Urtheil der Zeitgenossen und das der Zeit selbst angerufen. Und die haben ihn glänzend vertheidigt.

Er selbst hat am wenigsten geleugnet, daß sein rasch entstandenes Buch verbesserungsbedürftig sei. Aber Angriffe solcher gehässigen Art, wie sie Gieseler unter dem Mantel der Gelehrsamkeit gegen ihn schleuderte, hat er leicht zurückschlagen können. Seine Streitschrift ist überaus glücklich verfaßt und er hatte den Eindruck, daß durch die böse Recension die Geltung seines Buches gar sehr gefördert worden sei.

Dieses trat nun einen wahren Triumphzug durch das evangelische Deutschland an; durch die Hände der Jugend fand es rasch und nachhaltig seinen Weg in tausend stille Pfarrhäuser und in Paläste. Eine starke Auflage folgte auf die andere, in die französische, niederländische, schwedische, dänische, ungarische und englische Sprache ist es übersetzt worden. Von anderen Studien, „die eher Kopf- oder Herzweh machen“, ist der Verfasser immer besonders gern zu diesen friedlichen Geschichten zurückgekommen, um an dem Buche neu zu bessern. Denn er hat es selbst immer für mangelhaft gehalten und ist mit rastloser Mühe und unaus-

gesetzter Arbeit thätig gewesen, es immer vollkommener zu gestalten. Noch 1877 hat er eine volle Ueberarbeitung daran vorgenommen und ausgesprochen, daß „die Marmorstatue vor jeder neuen Veröffentlichung wieder zum Thongebilde geworden sei, das jeden frischen Eindruck leicht aufnimmt". So erst in allmählicher Entwickelung ist das klassische Buch entstanden, das wir heute Alle bewundern als ein unübertreffliches Meisterwerk in seiner knappen, gedrängten, geistreichen Form der Darstellung, und in dem weiten Blick, der Feinheit der Beobachtung und seiner Kunst der Charakterisirung, die die Gestalten schöpferisch zu beleben weiß. In der That ein Marmorbild, ein Kunstwerk, das im todten Stoff das Leben so täuschend darstellt, wie irgend menschliche Kunst und irdischer Stoff das möglich macht.

Noch der 85jährige Greis hat die 11. Ausgabe druckfertig gemacht und den buchhändlerischen Sohn mit wahrhaft jugendlicher Schaffenslust aufgefordert: „Also magst Du munter ein passendes Papier anschaffen und suche einen theologisch gebildeten Setzer zu gewinnen." Drei Setzer waren dann wacker für ihn an der Arbeit; dann ging's etwas langsamer, weil in der Reformationsgeschichte „der arge Janßen", der katholische Geschichtschreiber Deutschlands, ihn aufhielt. Doch hat er sich scharf dahinter gelegt, und wurde ganz ungeduldig, als die Fertigstellung des Buches in Folge technischer Schwierigkeiten sich schließlich etwas verzögerte. „Es ist nicht die Ungeduld eines jungen Autors, die mich treibt, auch betrifft's ja nur ein altes Buch, aber es steht einiges Neue darin, das eben in der nächsten Gegenwart seine Bedeutung hat und zunächst die neue Auflage tragen und bekannt machen wird." Und so ist diese neue „Ausgabe letzter Hand" 1886 erschienen, in der neuesten Geschichte fortgeführt bis zum Jahr ihrer Veröffentlichung*. Die Vorrede schließt mit einem Gruß an Leopold von Ranke, mit dem Hase einst in Rom so manche Abendstunde zusammengesessen hatte und der soeben mitten aus reicher

* Die 12. Auflage als Vermächtniß an das kommende Geschlecht gedacht und für weitere Kreise bestimmt, darum ohne das gelehrte Beiwerk der Litteratur-Uebersichten und Anmerkungen ist in diesem Jahre ausgegeben worden.

Thätigkeit im höchsten Greisenalter heimgegangen war. Nun kann ihr letzter Satz, den der Kirchenhistoriker dem Welthistoriker widmete, auf ihn selbst angewendet werden: er ist inmitten einer heroischen That der umfassenden Geschichtschreibung „von der einen Unsterblichkeit zur anderen Gestalt derselben übergegangen".

„Wie ein Maler aus seinem Skizzenbuche gern einmal das eine oder andere Bild ausführt" hat Hase einige Male die kurzen Paragraphen seines Lehrbuches zu umfassenden Lebensschilderungen ausgestaltet. Zwei Heilige zunächst. Der eine Franz von Assisi. In dieser Schrift wollte Hase anschaulich machen, wie sich das Mittelalter, das seinen kirchlichen Höhepunkt in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts erreichte, in einem seiner größten Söhne und in der von ihm ausgehenden Stiftung individualisirt. So hat er das Zeitalter des Heiligen von Assisi nicht neben ihm, sondern nur in ihm dargestellt. Dabei wünschte er an einem Beispiele zu zeigen, wie die mittelalterliche Heiligenlegende auf dem Gebiete unbefangener Geschichtsforschung und in der protestantischen Kirche zu betrachten sei. Denn es ziemt nicht, diese Legenden einfach als Lügenden zu mißachten, sondern die Heiligen des Mittelalters sind auch unsere Ahnen, und erscheinen sie uns nicht als die höchsten Ideale des Christenthums, so sind sie doch hohe eigenthümliche Verpersönlichungen des christlichen Geistes. Und gerade diese mittelalterliche Nachbildung des Lebens Jesu, wie sie in der Gestalt des Franz uns entgegentritt, beansprucht auch von protestantischer Seite regste Antheilnahme. So daß Hase aussprechen konnte: „Ich habe von meinem Heiligen Alles abgethan, was sich nicht geschichtlich erweisen läßt, ich habe ihn in aller Nacktheit und Naivetät dargestellt wie er sich selbst seinen Zeitgenossen: und doch welche welthistorische Persönlichkeit, welche wunderbare Kreatur Gottes ist übrig geblieben!" Auch nach so mancher Schrift, die seit Hase's Büchlein über den Heiligen verfaßt worden ist, bleibt es noch immer ein höchst lesenswerthes chef d'oeuvre de critique religieuse, wie es einst Ernst Renan gerühmt hat.

Das andere Heiligenbild ist Caterina von Siena, die dem heiligen Franz geistesverwandter ist, obwohl einem anderen Jahrhundert angehörig, als etwa sein Zeitgenosse, der andere große Ordensgründer Dominicus, Don Guzman. Auch von ihr durfte Hase nach seiner Darstellung mit vollem Rechte sagen: „Nachdem alle die glänzenden Schleier hinweggezogen sind, mit denen die Phantasie ihres Zeitalters, sogar auch ihre eigene, dieses holdselige Antlitz verhüllt hatte, welche wunderbare Kreatur Gottes ist doch übrig geblieben, oder vielmehr nun erst in ihrer vollen menschlichen Schönheit anschaulich geworden!" Gerade Caterina erscheint als ein Urbild katholischer Frömmigkeit und mittelalterlicher Weltanschauung, und war doch eine ahnungsvolle Gläubige an die Wiedergeburt und ewige Zukunft der Kirche.

Auf die Monographien über die beiden Heiligen folgen in dem 5. Bande von Hase's gesammelten Werken die Neuen Propheten, doch schon vor ihnen entstanden (1851); Propheten nur im ursprünglichen Sinne des Wortes als solche, die dafür galten, daß sie vom Geiste Gottes erfüllt, getrieben, über menschliches Loos hinausgestellt seien; Personen von höchst verschiedenem sittlichen Gehalte, auf ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Weise unsere Theilnahme ansprechend, gewählt aus drei Hauptvölkern des christlichen Abendlandes, aus der französischen, italienischen und deutschen Nation.

Erstens die Jungfrau von Orleans, die mit der Gluth ihrer Andacht und der unbedingten Hingabe an Gott ebenbürtig neben den großen Heiligen des Mittelalters steht; daneben aber ihre historische Bestimmung in jener Begeisterung für ihr irdisches Vaterland hat, gegen welche mitten im Thatensturme das Interesse am eigenen Geschick ganz verschwindet. Die Einheit von Frömmigkeit und Patriotismus lag in ihrem Glauben, daß das königliche Frankreich das Reich Christi sei, seine Feinde die Feinde Gottes.

Zweitens Savonarola, der Bettelmönch von Florenz, in dessen Herzen die Sehnsucht nach der Reformation der Kirche brannte und der thatsächlich in das Morgenroth der Gedanken schaute, aus denen nachmals diese Reformation wirklich hervor-

gegangen ist. Aber er hat nicht daran gedacht, an den Satzungen etwas zu ändern, in denen sich fast seit einem Jahrtausende der Glaube der abendländischen Christenheit festgestellt hatte. Die Reformation, an die er glaubt, ist eine sittlich religiöse, daß jedes Kirchenamt zu seiner frommen Bestimmung zurückgeführt, durch den überflüssigen Reichthum der Kirche die Noth der Armen gelindert werde, Jedermann Buße thue und der göttliche Geist mit seiner Liebesfülle wieder die Gemeinde regiere. Daher seine Weissagung auf die Reformation zur Bußpredigt wurde. Er ist ihr letzter Prophet gewesen.

Drittens das Reich der Wiedertäufer, ein wilder Ausläufer von der gleichzeitig größten religiösen That des deutschen Volkes. Bei dieser Darstellung war es Hase's Absicht, eine Partei, die fast den Eindruck von Irrsinnigen macht, aus ihrer Entstehungszeit zu verstehen, und ein Ereigniß, das aus der Ferne wie ein grauenvolles Fastnachtspiel aussieht, in seinem tragischen Ernste zu erkennen, um Das, was wirklich gewesen ist, wenigstens als möglich zu erweisen.

Hase war gewohnt, die Vorarbeiten zu seinen Vorlesungen auf Zettel zu schreiben, die sich naturgemäß im Laufe der Jahre bei steter fleißiger Fortarbeit ins Ungemessene vermehrten, auch allmählich immer unleserlicher wurden. Darum faßte er 1856 den Entschluß, sein kirchengeschichtliches Kollegium voll auszuarbeiten, um — wie er meinte — für alte Tage, wenn er sie erleben sollte, sich etwas Festes zu sichern. An eine Drucklegung der Vorlesungen dachte er aber durchaus nicht. Er fürchtete stets durch Herausgabe derselben sich die Kollegien selbst zu schmälern, die er in ihrem persönlichen Einfluß auf die studierende Jugend doch immer als das schönste Vorrecht des Professors erklärte. Selbst als der ihm nahverbundene Verleger in späteren Jahren ihn um die Erlaubniß ersuchte, einen zuverlässigen Stenographen in die kirchenhistorischen Vorlesungen zu senden, damit diese vollständig erhalten würden, hat er das zunächst abgelehnt, zumal er wußte, daß ohnedem Etliche seiner Zuhörer, mit jener schwarzen Kunst Vertraute,

fleißig nachgeschrieben hatten. Doch veranlaßte dieser Vorschlag die Betrachtung: wenn nun nach dermaliger Sitte die unberufene Veröffentlichung der stenographirten Vorträge kaum verhindert werden könne, so schien es doch räthlich, selbst eine Redaktion anzufangen, durch welche das zum Verständniß Nothwendige aus dem Lehrbuch in die Vorlesungen (die eben dieses überall voraussetzten) hineingearbeitet würde. „Es wird freilich, ausgeführt, dem Lehrbuch Eintrag thun. Aber es ist eine hübsche Alters-Arbeit, da man nichts Neues mehr zu erfinnen, sondern mehr nur zu ordnen hat. Es dürften freilich ein 2 Jahre zur Vollendung gehören, aber ich führ es fort, so weit Gott durch seine mir so freundliche Natur es will.“ Zunächst ging diese Arbeit des 81-jährigen Greises nur langsam von Statten und blieb sogar noch in der Einleitung vollständig stocken. Erst als er Ende Juli 1883 seine letzte Vorlesung gehalten hatte, fand er wieder Lust und Muße, das Werk aufs Neue zu beginnen. Mit rüstigem Fleiß ging es vorwärts; die Arbeit machte ihm viel Freude und er hatte zuweilen die Erheiterung, am Studiertische sich zu fühlen wie unter neuen idealen Zuhörern; im Frühling 1885 waren 1269 Seiten von des alten Professors Hand geschrieben, der Druck begann und wie die Vollendung des ersten Theiles gerade mit Hase's Ferienaufenthalt in Gastein zusammenfiel, so nahm er Gelegenheit, die beiden ihm dorthin geschickten Bände an die Großherzogin Sophie von Sachsen und an den Litterarhistoriker Wilhelm Scherer zu geben; beide gleich ihm zur Kur in den Bergen.

Noch zwei Bände mußten folgen, wenn das Werk vollendet werden sollte. Der Greis empfand freilich, daß kein besonderes Anrecht vorhanden sei, daß er es bis zu Ende führe: aber stenographische Aufzeichnungen aus verschiedenen Jahrgängen seien vorhanden, auch zahlreiche Zettel von ihm selbst; so werde unter seinen getreuen Mitarbeitern früherer Jahre ein Getreuester nicht fehlen, der es in seinem Sinne vollende.

Seite auf Seite schrieb der alte Herr für den zweiten Band. Doch mußte er 1886 sagen: „Ich kann mir's doch nicht bergen, daß ich darin mein Alter fühle, langsamer schreiben zu müssen, in jungen Jahren flog mir's aus der Feder.“ Immerfort arbeitete

er weiter an dem großen Werk, aber der Hand entfiel oft die Feder. Am 3. Januar 1890 hat sie ihm der Tod für immer aus der Hand genommen. Bis zum Papst Gregor VII. war das Manuskript noch bei seinen Lebzeiten gedruckt worden, und mit seinem rührenden Fleiße hatte er die Druckbogen noch selbst korrigirt. Der erhoffte Getreueste fand sich in einem Schüler und Verwandten des Verewigten, Professor Gustav Krüger in Gießen, der mit hingebender Pietät das begonnene Werk auf Grund der vorhandenen Zettel und Nachschriften zu Ende führte, nichts davon thuend, nichts hinzusetzend. So kam das große Lebenswerk des Meisters noch zum glücklichen Abschluß.

In der Einleitung dieser seiner „Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen" bespricht Hase zunächst das Verhältniß von Kirche und Welt. Der Begriff der Kirche wird bestimmt als Gemeinschaft des durch Christus vermittelten religiösen Gesammtlebens; das Weltliche gedacht nicht nur als Gegensatz, sondern auch als Gegenstand für die Wirksamkeit der Kirche. Die Kirchengeschichte ist die Darstellung der Kirche in ihrem Werden theils im Streben nach ihrem Ideal, theils im Verhältnisse zur Welt. Ihre gebildete Form entsteht durch die Zusammenfassung dessen, was als einzelnes Moment in der Geschichtschreibung sich geltend macht: Kritik, Pragmatismus und theologischer Geist. Sie will nicht ergötzen oder rühren wie Roman und Drama, sondern einfach belehren, jedes Zeitalter in allen seinen kirchlichen Beziehungen uns zum Bewußtsein bringen, zum Nacherleben im Gedanken veranlassend. Die Quellen, aus denen die Geschichte quillt und zu schöpfen ist, werden eingetheilt nach ihrem Werthe und nach ihrer Form. Den höchsten Werth haben Urkunden; nur den zweiten Grad nehmen die Berichte der Augenzeugen und Zeitgenossen ein, denn durch die Nähe selbst droht die Parteilichkeit. Nach ihrer Form stehen voran die Quellenschriften aller Art; dann kommen die mannigfachen Denkmale und die mündliche Ueberlieferung.

Zwei geistige Mächte durchkreuzen sich in der bisher geschehenen Geschichte der Kirche: der Geist der Kirche selbst in seinen beiden Hauptgestaltungen als Katholizismus und Protestantismus;

von Seiten der Welt die herrschenden Volksgeister: die Kirche, vom Judenthum ausgegangen, und darin liegt ihr orientalisches Element, ist zuerst auf griechisch-römische Bildung, dann auf germanische Nationalität eingegangen. Alles Andre war dem bisher untergeordnet. Hiernach gliedert sich die Kirchengeschichte in drei Zeitalter: Alte, Mittlere und Neue Kirchengeschichte. Die Alte Kirchengeschichte umfaßt die Zeit bis zur Aufrichtung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation 800 und gliedert sich in die zwei Perioden, die eine bis zur Regierung Konstantins, als das Christenthum, eine verfolgte Sekte, den Thron des Weltreichs bestieg; die andere schildert die Begründung einer bischöflichen Hierarchie und die Anfänge der germanischen Kirche. Die Mittlere Kirchengeschichte wird gerechnet bis zum Beginn der Reformation 1517 und zeigt die Herrschaft des römisch-germanischen Katholizismus, ihre eine Periode schließt mit dem Johannistag des Papstthums: mit Innocenz III. hat die päpstliche Monarchie ihren Gipfel erreicht; ihre andere zeigt die beginnende Auflösung des Katholizismus, die Vorboten der Reformation. Die Neue Kirchengeschichte reicht bis zur Gegenwart und ist gekennzeichnet durch das Nebeneinanderbestehen des Katholizismus und Protestantismus. Ihre erste Periode enthält das Hervortreten des Protestantismus im Kampf um sein Dasein als eigene Kirche und die neue Feststellung des Katholizismus; sie schließt mit dem westphälischen Frieden 1648. Ihre zweite bringt den Kampf, der zwischen beiden Kirchen geführt wird, immer mehr als allgemeinen Principienkampf, als Princip des Verhaltens und des Fortschreitens, des altväterlichen Herkommens und des sich befreienden Geistes, in der protestantischen wie auch innerhalb der katholischen Kirche. Hase hat diese Periode bis zum Ende der siebziger Jahre seines Jahrhunderts fortgeführt.

Aber bei der bloßen Zeitfolge würde der Zusammenhang vielfach zerrissen. Die Geschichte eines Kirchenlehrers, Klosterordens, Papstes, einer Geistesrichtung, kommt nur als ein Ganzes möglichst zusammengefaßt zu einer bestimmten Anschauung; so daß innerhalb der Zeitordnung eine Sachordnung bestimmter Gruppen entsteht, zum Nacheinander ein Nebeneinander, in welches die

Kirchengeschichte den reichen Inhalt einer lebensvollen religiösen Gemeinschaft gliedert. Diese Gruppen sind: die räumliche Verbreitung des Christenthums, die Missionsgeschichte; die Gesellschaftsverfassung der Kirche als kirchliche Rechtsgeschichte; die Darstellung des christlichen Geistes in der Litteratur und seine Gestaltung als Lehre und Wissenschaft; das christliche Leben. Diese kulturhistorischen Bestandtheile zieht Hase in einem Umfang in seine Darstellung herein, wie es bisher in der Kirchengeschichte nicht üblich war, und in derartigen Schilderungen ist er als feiner Kenner von Kunst und Litteratur stets überaus glücklich.

Als einmal einige hochgebildete Frauen sich über die Kirchengeschichte unterrichten wollten und deßhalb nach Hase's Lehrbuch für akademische Vorlesungen griffen, wurde unter ihnen bald die Klage laut, daß es angesichts der gedrängten Kürze dieses Werkes und seiner gedankenschweren Sätze mit diesen Studien nicht recht vorwärts gehen wolle. Da rieth Hase selbst dazu, sein Lehrbuch in Frieden zu lassen und zu der Kirchengeschichte des Baseler Theologen Hagenbach zu greifen als in ihrer poetisch plastischen Weise für solche Zwecke am besten geeignet. Nachdem sein eigenes großes kirchengeschichtliches Werk vollendet ist, würde er seine Bescheidenheit nicht mehr so weit treiben wie damals, sondern zweifellos auf diese eigenen Vorlesungen hinweisen. Denn wenn er auch eine wissenschaftliche Kirchengeschichte verfaßt und gelesen hat, so hat er absichtlich in diesen gedruckten Vorlesungen alles bloß gelehrte Aussehen verlöscht, um jedem Gebildeten verständlich zu sein; weil wir nach seiner Meinung einer Zeit entgegengehen, in der man die Kirchengeschichte zur allgemeinen höheren Bildung rechnen wird. Und es wird auf dem weiten Gebiete des deutschen Schriftthums nicht viel Werke geben, die so wie Hase's kirchenhistorische Vorlesungen tiefgründige Gelehrsamkeit mit lebensvoller Darstellung zu einem wahren Kunstwerk vereinen, das zu lesen jedem Gebildeten eine hohe Freude sein muß. Das Geheimniß dieses Zaubers besteht vor Allem in dem Reiz der anziehenden, feinen, oft durch eigenartige Wendungen überraschenden, wirklich anmuthsvollen Sprache. Da ist nirgends erbauliches Pathos, nirgends trockene Wissenschaftlichkeit; seine Redeweise gleicht dem

klaren, ruhig hinziehenden Flusse, von dessen sanften leichten Wellen man sich gern forttragen läßt. Und auch da wo sich Hase's Sprache zu hohem dichterischen Schwung erhebt, bleibt er fern von hohler Deklamation und verschwommener Unklarheit: es ist Alles klar und rein wie Krystall. Eine solche wundervolle Darstellung ermöglicht ihm die reiche Beweglichkeit des Geistes und die sie begleitende liebevolle Vertiefung in Alles, was menschlich groß und schön ist, was im Menschengeiste vom Hauche des in der Geschichte sich offenbarenden Gottes berührt wird. So hat er mit einer unübertrefflichen Kunst auch das scheinbar Unbedeutende herbeigezogen und gerade durch die Benutzung kleiner individueller Züge, Briefe, Aussprüche und anekdotenhaften Stoffs ein unvergleichlich plastisches Gesammtbild geschaffen.

Hier liegt die reifste Frucht der Lebensarbeit Hase's vor uns und das deutsch-protestantische Volk schuldet seinem klassischen Kirchenhistoriker einen vollen Ruhmeskranz.*

---

* Zu den beiden vorstehenden Kapiteln vergleiche:

G. Krüger: Realencyklopädie f. prot. Theol. u. Kirche 3. Aufl. Artikel Hase. Band 5. S. 453—461.

P. Baumgärtner: Karl v. Hase's gesammelte Werke, in der Christlichen Welt 1894, Nr. 33 und 38; 1895, Nr. 8, 29 und 48.

E. Schwarz: Zur Geschichte der neuesten Theologie. 4. Aufl. S. 470—482.





VI. Der Romfahrer.

Wer von Roms schmaler und berühmter Hauptstraße, dem Corso, sich kurz vor der Piazza Colonna östlich wendet, vernimmt nach einigen Minuten ein starkes Wasserrauschen. Es ist unter all den prächtigen öffentlichen Brunnen Roms der prächtigste, die Fontana di Trevi, an der südlichen Schmalseite des Palazzo Poli aufgebaut als eine gewaltige Figurengruppe, davor ein großes Wasserbecken. Aus ihm pflegt der von Rom Scheidende zu trinken, um sich der Wiederkehr zu versichern.

Ob Hase, da er das erste Mal von der ewigen Stadt Abschied nahm, das nützliche Wasser trank, ist uns nicht bekannt. Später hat er es jedenfalls „mit frommem Aberglauben" gethan und davon nach Hause Kunde gegeben. Und des Wassersegens ist er sicherlich theilhaftig geworden, denn sechzehn Mal hat er die Wiederkehr nach Rom feiern können. Eine schöne Ferienheimat hat er die Stadt genannt und ausgesprochen, daß von allen Orten der Welt ihm die liebsten seien Jena und Rom. In der Thüringer Heimat hat man die Romfahrten theilnahmsvoll im Geiste begleitet und manchmal ist die Rede gewesen, er werde von dort kaum wieder zurückkehren. In Italiens Hauptstadt hat man dem regelmäßig und rüstig wiederkehrenden Greise den Spitznamen des Kardinals von Jena angehängt, und er hat sich's lächelnd gern gefallen lassen. Denn ihm ist dieses Italien immer erschienen

als ein besonders hohes Gottesglück, wohl geeignet, ihm fast die Stelle eines großen Zeitalters und die Wirksamkeit in demselben zu vertreten. Und dem Reisen dort, das er als eine rechte Kunst trefflich verstand, dankte er eine stete Verjüngung; in ihnen liegt die Erklärung seiner immer neu belebten Arbeitslust wie seiner Geistesfrische bis ins höchste Alter.

Nach jener ersten großen Reise in der vollen Sehnsucht und im überschwänglichen Glück an der Seite des Freundes, sind zwei Jahrzehnte dahingegangen, erfüllt mit den Freuden und Leiden des häuslichen Lebens und des Berufes, bis ihm wieder eine Wanderung nach Rom geglückt ist. 1844 war sie geplant an der Seite der Gattin, doch haben allerlei widrige Umstände die Ausführung gehindert. Erst 1852 war er dort, nun doch mit der geliebten Frau und mit den beiden erwachsenen Töchtern. Noch einmal, im Jahre 1868, hat er die theure Lebensgefährtin nach Rom führen können und sie hat trotz Kränklichkeit in ihrer innigen Weise Italien noch recht genossen. Auch von zwei Söhnen ist er auf einer italienischen Reise begleitet gewesen. Die übrigen vierzehn Male ist er allein unterwegs gewesen, und nachdem er Italien zweimal nach Cornelius Wort als Mutter, d. h. im Herbst, geschaut hat, sah er es dann regelmäßig als Braut, d. h. im Frühling. Im März zog er aus, im Mai kehrte er zurück.

Wie viel war anders geworden in jener langen Zeit, die zwischen der ersten und der letzten Romfahrt, zwischen 1829 und 1882 lag! Schon in der äußeren Art des Reisens hatte sich Mancherlei verändert. Die ersten Male war es natürlich nur ein Reisen im Wagen; der Weg von München nach Verona allein beanspruchte drei Tage und drei Nächte, und über die Alpen mußte oft auf weiten Strecken der Schlitten benutzt werden. Erst 1859 fuhr man von München aus, wo Hase stets im Kreise alter Freunde die ersten Ferientage verlebte, mit der Eisenbahn bis Innsbruck. Erst 1870 ging es auch über den Brenner im erwärmten Dampfwagen. Je beschwerlicher aber die winterliche Fahrt durch das rauhe Gebirge war, desto köstlicher war dann freilich das Hinabfahren der südlichen Sonne entgegen und in den vollen Frühling hinein.

Wie billig ward der erste Aufenthalt in Verona genommen, dort galt der erste Gang der Arena, von deren hohen Stufen aus Italien begrüßt wurde. Von Verona ging der Weg nach Venedig, wo dann Alles genossen wurde, bei Tage die Stadt und ihre Kunst, Abends das Theater, und immer der Marcusplatz, „der Einem doch immer wieder wie ein Gedicht vorkommt, das man einst gelesen hat, und wie ein Traum, über den man sich wundern möchte, daß er feste Gestalt und Wirklichkeit hat". Von hier ging es manchmal über Mailand, zumeist über Ferrara nach Bologna im engen Postwagen, oft von bewaffneter Macht zum Schutz gegen die Räuber begleitet und bei mancherlei Paßschererei. Erst 1862 ging die Eisenbahn bis Bologna und erst 1866 auch über den Apennin in kühnem Bau bis Florenz. Nun auch beim geeinten Königreiche Italien mit direkten Fahrscheinen und gemäßigter Zolluntersuchung.

Florenz nahm einige Tage in Anspruch, die manchmal sogar noch etwas ausgedehnt wurden, weil Hase hier ein Theater hatte, in Rom dafür aber die ganze Fastenzeit über nur die tägliche Fastenpredigt — „kein unwürdiger Ersatz" — und die Abende zunächst ohne Studierlampe und Gesellschaft. Die Medizeerstadt am Arno in all ihrer Kunstherrlichkeit und mit ihren historischen Denkmalen hat es dem Reisenden immer von Neuem lebhaft angethan; dazu ihre köstliche Natur in der Blüthenpracht des Frühlings. Auch der Saal des jungen italienischen Parlaments wurde besucht, als es dort eine kurze Zeit tagte für das geeinte Land, mit rechter Freude, doch begreiflicher Weise nicht ganz so bewegt wie 1848 die Paulskirche.

Auf der Weiterreise nach Rom ging's bis 1870 allezeit noch recht kirchenstaatlich zu. An der Grenze war stets ein langes Herumtreiben in naßkalter Halle über der Visitation der Koffer und Pässe, und dann entspann sich wohl zwischen dem ungeduldigen Reisenden und dem Zollbeamten mit den offenen Händen ein Streit, wobei der Italiener die These zu Grunde legte: das Governo sei nicht der Fremden wegen da, und wenn es ihnen hier nicht gefalle, könnten sie wo anders hingehen. Darauf Hase: das Governo sei wohlwollend, ja heilig, und wolle nicht solche

unnütze Plackerei. „Vielleicht daß er fester an seine These geglaubt hat als ich an die meine.“

Ehe die Eisenbahn nach Rom führte, ging der Postweg über den Monte Mario. Nach einer 34stündigen Wagenfahrt herrschte in der engen Kutsche natürlich große Müdigkeit. Aber wenn dann der Schaffner noch am fernen Horizont wie einen dunkeln Hügel die Peterskirche zeigte, und wenn dann die Straße sich hinabsenkte ins Tiberthal, da hatte alle Müdigkeit ein Ende, und selbst die leidigen Paßgeschäfte an der Porta del Popolo wurden mit Geduld ertragen. Es galt ja die Einfahrt in Rom und das war ja immer das eigentliche ersehnte Reiseziel.

Wenn der Angekommene im Gasthofe schnell das Nöthigste besorgt hatte, was zu einem flüchtigen römischen Bürgerrecht gehört, suchte er sich eine Wohnung. Mehrere Male hat Hase dieselben Zimmer bewohnen können in der Via Sistina nahe am Pincio; beim Austritt aus dem Hause sah er rechts den Obelisken von San Trinita in Monte, links den Thurm der Kirche San Maria Maggiore, und unmittelbar vor ihm lag ein Gärtchen voll dunkeln Grüns und dies voll Citronen und Orangen.

In solcher Wohnung richtete er sich etwas studentenmäßig, wie er schreibt, aber auch häuslich ein; und wenn eine Studierlampe aufzutreiben war, hat er gern auch einmal den Abend daheim gesessen, wenn er nicht in Gesellschaft sein konnte. Der Tag begann in der frühesten Morgenstunde mit einem Spaziergang durch das Blüthenreich der Anlagen auf dem Monte Pincio, zumeist in Gemeinschaft mit Gregorovius, dem dichterischen Geschichtschreiber von Rom, der ihm ein vertrauter und verehrter Freund wurde. Erst nach der Rückkehr wurde gefrühstückt. Dann wurden einige Stunden mit häuslicher Arbeit verbracht. Unthätig zu sein war ihm unmöglich, und es war nur sehr relativ gemeint, wenn er von seinem Nichtsthun schrieb. Aber wenn er auch den römischen Frühlingsmonat sich nicht viel mit Bücherstaub verkümmern lassen wollte, so gehörte ihm doch etwas gelehrte Arbeit unbedingt dazu, um sich kein Gewissen über diese Reise zu machen. Namentlich als es galt, die Polemik zu ver-

fassen, ist viel von diesem Buche an Ort und Stelle des zu bekämpfenden Römerthums und an seinen Quellen geschrieben worden.

Nach der Arbeit, der regelmäßig die Frühstunden, seltener die Abendzeit gewidmet war, folgte in der Passionszeit der Besuch einer Fastenpredigt, zumeist in der glänzenden Jesuitenkirche, wo er denn von sehr gewandten Rednern viel Weltklugheit und Italienisch, auch etwas Christenthum lernen konnte. Mit regster Theilnahme verfolgte er die Gedankengänge des Predigers und es machte ihm wirkliche Freude, wenn einer etwa einmal über die beiden Principe sprach, in welche die Welt getheilt sei, das katholische und das protestantische, wobei denn freilich das letztere schlecht genug wegzukommen pflegte. Dieses Anhören der Fastenpredigt gehörte etwas zum guten Ton; und da man über Koncerte und Theater sich in der geschlossenen Zeit nicht unterhalten konnte, so sprach man über diese Mönche, empfahl sie zu hören oder widerrieth den Besuch ihrer Reden. So hat die Fürstin Wittgenstein Hase einmal den Dominikaner Romanini empfohlen, der in der Kirche Santa Maria sopra Minerva täglich gewaltige Predigten hielt über die Ehe, gegen den Luxus, über die Thränen der heiligen Magdalena u. a. m. Eine Predigt über Pflicht und Segen der Arbeit rühmt Hase als ganz in seinem Sinne gehalten — obwohl er selbst in Rom so gut wie nichts thue, und so habe der Mönch allerdings übersehen ein behagliches Ausruhen nach gethaner Arbeit. Ein Jesuit predigte einmal darüber, daß man die göttliche Allmacht zwingen könne, die Gebete zu erhören, durch Beharrlichkeit und Vertrauen. „Mein Glaube geht nicht so weit, die Ergebung ist doch vor Allem das rechte Ingredienz eines christlichen Gebets; aber ich bitte doch Gott in heiterer Hoffnung, Dich, meine liebste Frau und was er uns gegeben, wohl zu bewahren, und mir mein gutes Theil daran.“

War die Fastenpredigt gehört, so ging es an das eigentliche Tagewerk des Rompilgers, an die Besichtigung der tausend „Sehenswürdigkeiten“.

Als Hase einst mit Hermann Härtel durch die Kunstschätze Italiens zog, hat er sich dem Freunde gegenüber manchmal etwas bedrückt gefühlt, da er jenen so kunstverständig erkannte, sich selbst aber bei aller Liebe zur Kunst doch im Grunde mehr wissenschaftlich gerichtet. Doch hat er sich schon damals dieser Frage gegenüber einen sehr verständigen Standpunkt erwählt, den er auch bei fortschreitender Sachkunde durch das ganze Leben eingenommen hat und der ihm persönlich vollauf genügte, ohne daß er irgendwie den Anspruch erhob, rein künstlerisch zu empfinden und zu genießen. Er schrieb: „Von den Bildern versteh ich höchstens so viel, daß ich einige lieb gewinne, ohne genau zu wissen, ob es wirklich die Malerei, die Ausführung oder der Gedanke des Malers ist, der mich anzieht.“ Nun, es war thatsächlich mehr das Letztere und so ist's geblieben, daß er mehr Freude am Gegenstand als an der eigentlich künstlerischen Technik des Kunstwerks empfand, also der Standpunkt des Dilettanten, aber mit der sehr wesentlichen Ergänzung dieses Standpunkts als ein als solcher klar erkannter. Allem dilettantischen Aburtheilen oder Verhimmeln gegenüber, wie man es gemeinhin findet, hat Hase daran bewußt festgehalten, daß er zwar an allen Werken der Kunst eine hohe Freude haben könne, aber daß ihm im Grunde doch der persönliche Geschmack und noch mehr die an sie zu knüpfenden historischen Erwägungen diese Kunstwerke näher brachte, als ihr Kunstwerth an sich. „Indeß freue ich mich, in ein Reich eingeführt zu werden, in welchem ich ein Gast bleiben muß.“ Aber ein kluger und edler Gast ist's gewesen in diesem Reiche!

Aus der romantischen Anschauung seiner Jugend heraus hatte Hase auf der ersten großen Reise zunächst eine Vorliebe für alles Süße und Anmuthige gezeigt, an Michelangelo's herber Kunstgewalt vorerst also keinen Gefallen gefunden. Je tiefer er sich aber in die reiche vielgestaltige Welt der Kunst versenkte, desto unbefangener lernte er auch ihren Werken gegenüber zu stehen, und wenn es auch kaum je völlig geschah ohne die, so selbstverständliche wie unbewußte, Tendenz des Kirchenhistorikers: er hat die Kunst Italiens erkannt und genossen in der besonnensten und feinsinnigsten Freude.

So wanderte Hase mit offenem Auge und empfänglichem Sinn durch die unermeßlichen Kunstschätze der ewigen Stadt. Der erste lange Gang galt der antiken Ruinenwelt über Kapitol und Forum nach dem Colosseum, wo damals noch die Gelbveigelein reichlich in den Trümmern blühten und das große Kreuz in der Mitte der Arena sich erhob als ein rechtes Siegeszeichen; von hier herauf zu dem Gartenlande über den Kaiserpalästen, das ihm allezeit ein Lieblingsplatz gewesen ist, von dem er gern die Sonne untergehen sah. Zuletzt ging es dann zum Pantheon, jener am besten erhaltenen Ruine aus Roms erster Glanzzeit und wohl dem schönsten Innenraum, der je von Menschenhänden gestaltet wurde. Hier hat Hase mit Vorliebe volle Stunden geweilt und gar andächtig ist es ihm unter dieser weiten Kuppel geworden, durch deren runde Oeffnung oben der blaue Himmel Italiens frei herein glänzt. Und so lebhaft hat ihn die erträumte volle Wiederherstellung dieses Wunderbaues beschäftigt, daß er die kurze Spanne Zeit seines Pontifikats lediglich dazu verwendet hat, hierüber bedeutsame Dekrete ausgehen zu lassen. Er hatte sich nämlich einst bei augenblicklicher Abwesenheit des Thronwächters auf den päpstlichen Stuhl in der Capella Sistina niedergelassen und von hier als Pontifex Maximus seinem Reisegenossen und einzigen Zuhörer eine eindringliche Ansprache darüber gehalten, wie wohl am besten mit kunstverständigem Sinne dem Pantheon aufzuhelfen sei. Einige dieser seiner Wunscherlasse sind übrigens später thatsächlich ausgeführt worden: die häßlichen Glockenthürme Berninis fielen dem geläuterten Geschmack zum Opfer, und die Ausgrabungen bis zur ursprünglichen Grundfläche der Umgebung sind fleißig fortgeführt worden.

Die Sammlungen des Vatikan, der die Kunstherrlichkeit des Alterthums in reicher Fülle in sich birgt und zugleich die Blüthe der Renaissance in den Hauptwerken Michelangelo's und Raphael's, leitete aus dem antiken Heidenthum hinüber in den Glanz des Papstthums. Als dessen eigentlicher künstlerischer Vertreter gilt die Peterskirche. Ihr hat Hase von vorn herein mit erstaunlich reifer Anschauung gegenüber gestanden, gleich weit entfernt von dem christlich-deutschen Enthusiasmus seiner romantischen Zeit-

genossen, die diese Kirche für ein förmliches Ungeheuer erklärten, und von jenem herkömmlichen Ueberschwang der Empfindung, die vorgiebt, vor der bloßen Größe des Baues sich überwältigt und bedrückt zu fühlen. Er hat diesen Riesentempel angeschaut mit dem Auge des Geschichtskundigen, der sich sagt, daß das Große desselben nicht liegt in seiner Ausdehnung und nicht in seiner Schönheit, sondern in seiner Bestimmung als Sinnbild des Papstthums und der ganzen katholischen Christenheit, die in dieser Kirche gleichsam eingepfarrt ist, sie mag leben in welchem Lande sie will. Was vor Allem den Gothikern an dieser Kunst zu mißfallen pflegt, die Vermischung des Antiken mit dem Christlichen, löst sich für den Historiker in jener höheren Nothwendigkeit, daß der römische Katholizismus selbst nichts sei als eine Verbindung des Christlichen mit dem Römisch-Heidnischen, das nicht gemeint in der kleinlich gehässigen Weise, wie es gewöhnlich von Protestanten vorgebracht wird als ein bloßer Vorwurf der Verschlechterung des Christenthums, sondern in dem Sinne, daß das in der menschlichen Natur von Haus aus liegende Heidnische: die Freude an der Gegenwart, die Achtung des irdischen Lebens und die Liebe zur Kunst, in der römischen Kirche seine Heimat gefunden habe.

Eine wirkliche Erbauung gewährten auch dem Protestanten die Gesänge der Nonnen zur Vesperandacht in der Kirche S. Trinita in Monte, für deren süße Stimmen einst auch Felix Mendelssohn Chorlieder geschrieben hat.

Und sinnend ist der Kirchenhistoriker in den dunklen Gängen der Katakomben umhergewandert, die so rührendes und beredtes Zeugniß von dem Leben der ersten Christenheit ablegen; und gern folgte er dabei der kundigen Führung De Rossi's und anderer römischer Alterthumsforscher, denen er auf solchem Rundgang mancherlei Neues verdankte, das er für seine Kirchengeschichte mit nach Hause nahm.

Zwei Hauptereignisse des öffentlichen Lebens in Rom hat Hase fast bei jeder Anwesenheit dort mit feiern helfen: die Weltfreude des Karnevals und das gottesdienstliche Leid der heiligen Woche.

So munter wie einst das erste römische Mal hat er freilich

die tolle Lustigkeit der Karnevalswochen nicht wieder mit erlebt, aber er hat doch auch später nicht ungern an ihren Vergnügungen Theil genommen, bis zuletzt im Theater die unwiderstehliche Kette der Soldaten im Hintergrund des Saales aufmarschirt und still vorwärts schreitend der lauten Maskenlust ein Ende macht.

Die Feierlichkeiten der Charwoche waren zu des Kirchenstaats Zeiten freilich weit glänzender als später, und die von Hunderttausenden besuchten Gottesdienste in der Peterskirche, in denen der Papst im vollen Pompe seiner Herrscherstellung erschien, entbehrte nicht des Eindrucks. Am andächtigsten pflegte die Stimmung zu sein bei den Passionsgottesdiensten in der Capella Sistina, wo das Miserere ergreifend gesungen wird. Am Ostersonnabend fand bis 1870 die berühmte Beleuchtung der Peterskuppel statt, am Sonntag die Segnung der unabsehbaren Menschenmassen durch den Papst von der Loggia seiner Kirche herab.

Als Hase 54jährig zum ersten Male allein nach Rom kam, erwartete er ein einsames Leben, denn Männer seines Gewerbes seien dort gar selten, jüngere Leute aber schlössen sich dem älteren Manne doch nicht dauernd an, und auch er selbst sei damit nicht so rasch. So wurde es ihm anfangs doch zuweilen mitten in dieser Herrlichkeit etwas melancholisch zu Muthe; doch paßte es ihm so auch nicht übel zu dieser Welt voll Trümmer, und allein seines Wegs zu gehen war er ja auch sonst in mancherlei Beziehung gewohnt. Doch war ihm schon damals durch mancherlei Geselligkeit für die Abende gesorgt, so daß er kaum nöthig gehabt hätte, in den deutschen Künstlerverein einzutreten.

Je öfter er nach Rom kam und je vertrauter er mit dem Leben der Stadt wurde, desto mehr nahm für ihn die Schar der Bekannten und Freunde zu, und schließlich ist der ehrwürdige und geistreiche Theologe stets der gefeierte Mittelpunkt eines großen Kreises und der regelmäßige liebe und verehrte Gast einiger deutscher Familien gewesen.

Zuerst waren es naturgemäß Künstler, denen sein Umgang galt. So hat er Cornelius vielfach besucht in jener Casa Bartholdi

in der Via Sistina, in deren Saal der Künstler einst mit jungen Freunden der neuen Schule die Josephsgeschichte gemalt hatte, damals aufsehenerregend, von vielen Seiten auch heftig verworfen als frevelhafte Werke zügelloser Neuerer; jetzt hängen sie in der Berliner Nationalgalerie und muthen Einen recht zahm und altmodisch an. Auch mit Overbeck, dem katholischen Maler, wurde lebhafter Verkehr unterhalten. Mit Paul Heyse wiederholt zusammen hat Hase auf die Gestaltung von dessen Thekla-Dichtung einigen Einfluß gewonnen. Liszt, ihm von Weimar aus bekannt und befreundet, hat vielfach zu seinem römischen Umgang gehört. Mit dem älteren Preller ist er durchs Sabinergebirge gewandert. Der Bildhauer Kopf hat von ihm ein wohlgelungenes Flachrelief in Medaillonform modellirt, das neben der Marmorbüste Hildebrand's und den Oelbildnissen Türk's (1852) und Hübner's (1875) die Züge des protestantischen Theologen treu für die Nachwelt bewahrt hat.

Eine Zeitlang bildete vor Allem Frau Schwabe, die getaufte Jüdin aus England, mit ihrer Freundlichkeit, ihren Kindern und ihrem Reichthum den geselligen Mittelpunkt eines weiten heiteren und geistig angeregten Kreises. Da ist Hase auch einmal der Sultan Saladin zugefallen, als mit vertheilten Rollen Nathan gelesen wurde. Eine andere werthe Befreundung wurde ihm mit Frau Grunelius aus Frankfurt, einer Badenschen Pfarrerstochter, die in Rom ein großes Haus machte, wobei denn vielerlei interessante Persönlichkeiten und andere „recht hübsche Leute" gesehen wurden. Auch in der Familie des Malers Lindemann-Frommel hat Hase viele gute Stunden verlebt. Die treffliche Hausfrau ist jahrelang krank gewesen und lag bleich und freundlich in ihrem schneeweißen Bett; der Stuhl am Kopfkissen und zu Füßen war selten unbesetzt, man unterhielt sich so gern mit der Leidenden. Im Jahre 1876 ist sie sanft verschieden und Hase hat sie mit zur letzten Ruhestatt geleiten können „Cestius Mal vorbei", dorthin, wo unter den Cypressen des protestantischen Friedhofs auch Goethe filius den letzten Schlaf träumt und wohin 1830 der unselige Schwabe Waiblinger von den trauernden deutschen Freunden gebettet worden war.

In der preußischen Gesandtschaft — der nachmaligen deutschen Botschaft — ist Hase jederzeit viel und gern aus- und eingegangen. Als im Konzilsjahr zur Feier des königlichen Geburtstags die Gäste, unter ihnen sämmtliche preußischen Bischöfe in großem Staat, dort durch einen französischen Taschenspieler unterhalten wurden, hat es dem Theologen großen Spaß bereitet, daß gerade die Bischöfe mit solchen Wundern regalirt würden. Vom nächsten Jahre an feierte man am gleichen Frühlingstage den Geburtstag des deutschen Kaisers. Vor Allem war es der Botschafter Herr von Keudell, der durch längere Jahre auf dem Kapitol die edelste Gastfreundschaft hielt mit glänzenden Festen und freundlichen Abenden in kleinerem Kreise. In seinem Hause hatte die Musik eine schöne Heimat, so daß bei einem der Kaiserfeste auch einmal ein Chor von Herren und Damen, durch den Hausherrn selbst geschult, vaterländische und Volkslieder sang bis nach Mitternacht. Der 82jährige hatte den Schmerz, die Trauerfeier für Frau von Keudell mit begehen zu müssen; er hat die Heimgegangene als den guten milden Genius des Hauses lebhaft beweint. Damals ist er nicht sehr erbaut gewesen von der Trauerrede des aushelfenden Kandidaten, während er doch sonst sehr gern und regelmäßig zu den deutschen Protestanten gehörte, die sich andächtig im kapitolinischen Kirchlein versammelten, in der mancher geistvolle Mann das Amt des Botschaftspredigers verwaltet hat.

Es konnte nicht fehlen, daß der berühmte Gelehrte auch in den Kreisen der Hierarchie Beachtung fand. Und so ist er thatsächlich auch vielen der römischen Prälaten nahe getreten, wenngleich dem Papste selbst nicht, in begreiflicher Zurückhaltung. Das haben seine beiden weltlichen Söhne gethan, die einmal in voller Unbefangenheit eine Audienz bei Pio Nono improvisirten und mit zahlreichen anderen Pilgern freundlich von dem greisen Kirchenfürsten empfangen wurden.

Doch suchte Hase des Papstes damalige rechte Hand, den Kardinal Antonelli, die mächtige Eminenz, auf, eingeführt durch einen Brief des Großherzogs; der war zwar sehr huldreich gegen den protestantischen Professor, hat aber doch Schwierigkeiten

gemacht, als er Vergünstigungen für die Benutzung der vatikanischen Bibliothek gewähren sollte: das Reglement (das er doch selbst gemacht hatte) sei sehr streng u. s. w. So war die Audienz für ihren eigentlichen Zweck ziemlich ergebnißlos. Doch hat Hase das Gespräch mit diesem klugen und schönen Papstgewaltigen großes Vergnügen gemacht.

Eine sehr fruchtbringende Bekanntschaft spann sich 1854 mit Theiner an, dem Vorsteher des Vatikanischen Archivs und römischen Kirchenhistoriker. Ein kleiner munterer Mann, der Hase oft in seiner vatikanischen Behausung empfing oder ihn im Weinberg seines Ordens auf dem Monte Mario mit köstlichem Wein bewirthete. Da fühlten sich die beiden Männer von so ganz verschiedener Bildung und Bestrebung durch das gemeinsame Band der Wissenschaft verbunden. Dieser Bund hat mit unveränderter Freundlichkeit durch Jahrzehnte gewährt. Theiner schenkte dem deutschen Arbeitsgenossen mancherlei werthvolle Bücher; als der ihm einmal dafür seine „Neuen Propheten“ brachte, sich entschuldigend, daß er gerade nicht etwas Anderes hätte, das man anständigerweise in den Vatikan bringen könnte, erwiderte der römische Theologe: „Ach, in meiner Studierstube ist Alles gern gelesen, was Sie geschrieben haben.“ Dafür hat man ihm aber auch die Thür, welche von der nach seiner Stube aufsteigenden Treppe unmittelbar in das Archiv führte, zugemauert, da er im Konzilsjahre nicht so recht päpstlich zuverlässig erschienen war.

Dieses ökumenische Konzil in der Nähe zu sehen hatte Hase von Anfang an den lebhaftesten Wunsch gehegt, in dem er durch seine Freunde, auch durch den Großherzog, eifrig bestärkt wurde. Als Mitte März 1870 die römischen Heiligen noch immer zusammen saßen, machte er sich daher bei Beginn der Osterferien mit einiger Neugier auf, wie sich diese Geschichte in der Nähe ausnähme. Unterwegs sprach er in München bei Frohschammer vor, der ihm erzählte, wie die Aufsehen erregenden Briefe der Allgemeinen Zeitung von Döllinger geschrieben würden, der durch einen Engländer in Rom, welcher reich genug sei auch Geheimes zu erfahren, auf heimlichem Wege die genaue Kenntniß der Vorgänge erhalte. In Rom war es freilich ein etwas langwieriges

Warten, denn die Berathungen gingen nicht so schnell vorwärts, wie man erwartet und gehofft hatte. Dabei ward das Geheimniß so ängstlich gehalten, daß während der Sitzungen der obere Theil der Peterskirche durch eine starke Schweizerwache für Jedermann abgeschlossen war, damit man auch nicht vom Schalle des Redners und gelegentlich vieler Stimmen etwas vernähme. Wenn am Schluß der Versammlungen die Thüren sich aufthaten, bildeten die Neugierigen eine Gasse in der Kirche, durch welche die Prälaten hindurch mußten, und es war für Hase ein anregendes Schauspiel, diese 700 Würdenträger aus so vielen Völkern in ihren verschiedenen Trachten und Gesichtern vorüberziehen zu sehen. Er trat zu einer ganzen Anzahl von Bischöfen in freundliche Beziehungen, obgleich sie wohl seinen „Franz von Assisi“ und seine „Polemik“ kannten. Und wie nun damals im Mittelpunkte des Katholizismus eine tiefe Spaltung zu Tage trat, so galt Hase der liberalen Opposition als ein innerlich Befreundeter und, mitten in den Ereignissen lebend, war er immer so ziemlich mit dem Laufenden und Erwarteten bekannt. Dabei gestaltete sich natürlich für ihn das gesellige Leben noch bewegter und interessanter als sonst. Doch hat er das Ende der Kirchenversammlung nicht abwarten können; die Pflicht des Semesters rief ihn und so eilte er im Mai über München, wo er sich mit Döllinger besprach, heimwärts.

Aus jener Zeit stammte die Bekanntschaft mit dem deutschen Kardinal Hohenlohe, die ihm nachmals besonders werth wurde. Er hat denselben später wiederholt aufgesucht, und als es galt den Kulturkampf zu beendigen, lebhafte und fördernde Unterredungen mit ihm gehabt. In seiner Gegenwart verhandelte er mit dem Prälaten Laurenzi, dem Vertrauten Leo XIII, welcher sich Hase's Denkschrift über „Des Kulturkampfes Ende“ hatte übersetzen lassen. In der dem Kardinal eigenen Villa d'Este in Tivoli hat Hase als Gast des liebenswürdigen Kirchenfürsten köstliche Frühlingstage unter den 300jährigen Cypressen und in der ganzen reichen Natur des herrlichen Gartens verlebt, zusammen mit seinem Neffen, dem Hallischen Chirurgen Richard Volkmann (Leander). Da hat der Kardinal den Gästen nach dem Abendbrot auf seinem Harmonium

Volkslieder und Choräle vorgespielt, darunter „Nun danket Alle Gott" von Liszt bearbeitet und dem evangelischen Theologen gewidmet. Als Hase ein anderes Jahr am Palmsonntag den ehrwürdigen Freund besuchte, schenkte ihm der die Palme, die er als vom Papste soeben geweiht erhalten hatte, und so zog der protestantische Professor mit der päpstlichen Palme durch die Stadt zurück. Zu Ostern war er dann Gast des Kardinals in dessen bischöflicher Residenz in Albano. Ihm kam dabei die Lage eines Bischofs in seinem Sprengel nicht allzu behaglich vor, denn der wurde bei seinen Ausgängen hart von Kindern und Weibern zum Handkusse bedrängt. Am Ostersonntag (1881) hielt der Kardinal dort das Hochamt, wobei sich die ganze Pracht der Kirche entfaltete, doch hielt zu Hase's Genugthuung inmitten der Messe ein Kapuziner eine beredte kurze Festpredigt „und so traten die beiden Elemente dieses Kultus, die vergoldete Pracht des Episkopats und der Bettelmönch wohlthuend zusammen". Neben den Festen und der Annehmlichkeit des Aufenthaltes hat es doch an einsamen Gesprächen nicht gefehlt, und Hase schrieb sich einigen stillen Antheil daran zu, wenn es zum kirchlichen Frieden des Vaterlandes käme. Noch einmal besuchte Hase den Kardinal 1882, und wurde von ihm mit gewohnter Freundlichkeit und besonderer Offenheit aufgenommen, da die Eminenz damals durch die Jesuitenpartei ganz in die Opposition gerathen war.

Wer das Tagewerk eines Rompilgers eine Zeit lang fleißig geübt hat, fühlt lebhaft das Verlangen, nach all der vergangenen Kunst und gegenwärtigen Herrlichkeit freie Natur zu genießen. So zog es auch Hase in den schönen Frühlingstagen mächtig hinaus, um draußen im braunen Wellenland der Campagna umherzuschweifen, die Albanerberge aufzusuchen oder in den Schluchten des Sabinergebirges zu wandern. Hier war es Tivoli mit seinen gewaltigen Wasserfällen, seinem Sibyllentempel und dem schon erwähnten Garten der Villa d'Este, das regelmäßig besucht und bewundert wurde, wie es so malerisch an der Pforte der düstern

Gebirgswelt hinlagert und von seiner Höhe den Blick weithin lenkt in das römische Land. Nur einmal ist Hase den Weg noch weiter in das Gebirg hineingewandert, als er mit dem Maler Preller nach Subiaco und Olevano zog, begeistert von dieser großen wilden Natur.

Lieber noch als zu den Sabinerbergen lenkte Hase seine Schritte ins Albanergebirge, das sich weniger großartig aber um so anmuthiger giebt. In seiner ersten Romzeit nahm er ein Pferd und ritt durch die Campagna nach Frascati. Später ging dahin der Weg mit der Eisenbahn, und das Rauschen des Bahnzuges durch das stille Land kam ihm vor wie durch die Lagunen von Venedig, etwas frevelhaft, doch ein stattlicher Fortschritt der Kultur. Von Frascati, wo Tusculum besucht wurde, ging's nach Grotta Ferrata. Hier wurde jährlich am Palmsonntag der Schinkenmarkt gehalten in einer Allee alter immergrüner Eichen und im Klosterhofe. Ganze Wälle von Schinken und Speckseiten lagen zwischen den Bäumen aufgeschichtet, und als der Hauptartikel ließen sich zahlreiche Ferkel vernehmen. Es herrschte da ein lebhaftes Getümmel rechten Volkslebens, in Laubhütten saßen die Einheimischen und Fremden und tafelten vergnügt bei Wein, Brot und Schweinebraten, wie es zum Feste gehörte. Fast jedes Mal besuchte Hase das heitere Getümmel, nicht selten darüber die päpstliche Palmenfeier in der Capella Sistina versäumend, zumal wenn draußen die Frühlingssonne so lockend schien und sich muntere Gefährten zum fröhlichen Ausfluge fanden.

Ueber Castel Gandolfo ging der Weg nach Albano. Von da durch den grünen Buchenwald mit seinen ungezählten Anemonen beim Schlagen der Nachtigallen hinauf zum Monte Cavo oder lieber noch zum Nemisee, an dessen Ufern die Frühlingspracht des Waldes und der Blumenteppich so herrlich zu schauen war, wie sonst nie, der darum auch Hase's Lieblingsplatz geblieben ist, und der Pfad um ihn herum von Genzano aus bis Nemi und auf der anderen Seeseite zurück sein Lieblingsweg, den er nie versäumte, zu Fuß oder zu Esel mehrere Male zu wandern. Auch der 82jährige Greis hat ihn noch zurückgelegt an einem köstlichen Lenztage durch den duftenden und tönenden Wald, freilich nun

nicht mehr als rüstiger Fußgänger oder stolzer Reiter, sondern in einem bequemen Wägelchen.

Italiens ganze Herrlichkeit ist ausgebreitet über Neapel und seine Umgebung als ein rechter Garten Gottes. Nicht weniger über Sizilien mit seiner zauberischen Schönheitsfülle; doch ist Hase dahin nach seiner ersten Reise nie wieder hingekommen. Wohl aber jedes Mal nach Neapel. Zuerst auch hier in der Postkutsche von Rom aus mit dem Nachtquartier in Terracina, später mit der Eisenbahn, und von da an ist's ihm immer nur wie eine Spazierfahrt dahin erschienen.

Er hat sich das bekannte excentrische Sprüchwort „Sieh Neapel und stirb" immer so gedeutet: Sieh dir Neapel recht an und lebe da so vergnügt wie möglich. Und so hat er auch seine Freude gehabt an dem geräuschvollen Getümmel der volkreichen lärmenden Stadt. Gern nahm er seine Wohnung in einem der Gasthöfe, die nach dem Meer hinausliegen, so daß vor ihm die ganze Herrlichkeit des Golfs ausgebreitet lag mit den beiden Schlußpfeilern, nach Osten der Vesuv, nach Südwest Capri. Behaglich schaute er in den engen Gassen dem eigenartigen neapolitanischen Volksleben zu, das er denn freilich auch gelegentlich in seinen Schattenseiten kennen lernte, wenn ihm etwa ein Taschentuch — „eins der großen" schreibt er der sorglichen Gattin — geraubt wird, oder wenn er seine Uhr vor den geschickten Fingern eines kecken Diebes mit der Faust retten mußte.

Weniger gesellig wie in Rom, doch auch nicht einsam, verbrachte der Reisende hier goldene Frühlingstage. Die Abende gehörten fast ausnahmslos dem Theater trotz des engen Raumes, der starken Hitze und der langen Dauer der Vorstellungen, die vor Mitternacht nie zu Ende waren; zu besonderer Freude hat er da auch einmal Schiller's Maria Stuart gesehen.

Wenn die schier unermeßlichen Kunstschätze des Museums und der Spaziergang in der Villa Nationale unter den Blüthen am Meer genossen war, dann wurden die Ausflüge in die Umgebung

vorgenommen. Hinauf ging's als nächste Bergeshöhe nach Camaldoli, wo sich eine der schönsten Aussichten der Welt vor dem entzückten Auge ausbreitet — hier ist es dem Kirchenhistoriker das einzige Mal in Italien begegnet, daß ihm ein Priester in aller ernstlichen Naivität hat zum Katholizismus bekehren wollen, denn der sei viel besser. Weiter empor zu dem Vesuv, an dessen Gipfelkrater der 30jährige einst die letzte süditalienische Nacht verbracht hatte; nun ritt der 60jährige zu Pferde hinauf; der 70jährige hat sich den dampfenden Berg nur noch von unten angesehen. Die auferstandene Todtenstadt Pompeji wurde durchwandert, dann ging der Weg südwärts über Salerno, bis wo in einsamer Haide still und groß die Tempel von Pästum liegen. Nach Amalfi führte die prachtvolle Straße, die wie über dem Meere hängt. Dort wurde der Ausflug ins kühle Mühlenthal unternommen, und dann ging es auf dem Saumpfad über den Monte S. Angelo in den reichen Orangengarten von Sorrent, von wo zuerst der Ritt nach der Höhe des Telegraphen ging, von dem aus man beide Meerbusen sieht, den von Salerno und Neapel. Von Sorrent aus wurde — doch nicht immer — die Ueberfahrt nach Capri gemacht; und besonders unvergeßlich war es Hase, als er einmal erreicht hatte, nicht nur flüchtige Stunden, sondern Tag und Nacht geruhig auf der wunderlichen Insel zu bleiben, auch Anacapri zu besuchen, und im zauberischen Schein der Nacht auf dem hohen Dach des Gasthofes unter dem Vollmond zuzubringen. Zweimal führte ihn der schwankende Dampfer auch nach der Insel Ischia.

Und wenn so Alles vollbracht und genossen war, was in Neapel zu suchen, ging der Weg nach Rom zurück, von wo denn nach einem zweiten kürzeren Aufenthalt der Heimweg angetreten wurde, mit beschleunigter Eile bei zunehmenden Lebensjahren, wie der Greis einmal nach Haus schrieb: „Du kennst das Gesetz meiner Heimkehrungsgedanken, wie das Gesetz des Fallens mit verdoppelter Geschwindigkeit.“

So etwas in Sehnsucht nach der Heimat klingen die Zeilen des 82jährigen aus Neapel: „Und nun, liebste Frau, laß mich in Deinem Abendsegen eine Stätte finden, daß diese 10 bis 12 Tage mir günstig seien wie bisher und ich das Glück, das in ihm

liegen kann, mit kräftiger Hand ergreife, und Du Dich freust über mein Wiederkommen." Noch einmal ging nun der Weg über Amalfi nach Sorrent, „mit einer Fülle von Knospen und Blüthen, wie ich's noch gar nicht erlebt zu haben meine, und es thut Einem nur leid, das allein zu genießen. Welch ein Gegenstück zu unserm armen lieben bereiften Garten!" Dann noch drei Tage in Rom, in ernster Betrachtung Abschied nehmend, und dann ging's heim von Italien mit dem Gedanken, daß es genug sei: „Gott hat meinem Wunsche viel davon gegeben."





VII. Vaterländisches.

In übermüthiger Studentenlaune hatten die Jünglinge einst ihr Erlanger Kaiserreich begraben. Zu guter Letzt waren sie bei der lustigen Todtenfeier doch über all die Thorheit gerührt gewesen und Hase hatte als Kaiser Karl der Rothbart eine halb scherzhafte halb ernste Schlußrede gehalten: „So ziehe ich denn heim zum alten Vater Rothbart im Kyffhäuser, unsere Zeit ist noch nicht gekommen, sein Bart kann noch manches Jahr um den Felsentisch wachsen ... Wir meinen's doch redlich mit dem Reiche, in unseren Scherzen liegt eine tiefe Wehmuth und Sehnsucht ... Haltet denn fest, ihr Jünglinge, am rechten deutschen Reich! Ist das einmal in aller Herzen aufgerichtet, so wird's auch hinausstreben in die Wirklichkeit, der alte Kaiser wird kommen, ein neues Reich wird die Herrlichkeit unseres Volks begründen und in sich aufnehmen. Diesem Reiche, das nie untergegangen ist in treuen Herzen, bringe ich das letzte Lebehoch, der schönen Zukunft des unsterblichen deutschen Reichs!"

In dieser zuversichtlichen Zukunftshoffnung hat Hase seine Studentenjahre beschloffen, in ihr hat er wartend die Mannesjahre durchlebt, dann und wann auch schriftstellerisch in die langsame Entwickelung der Dinge eingreifend.

Als er nach dem ersten kurzen Jenaischen Sommer die Ferien über in Dresden weilte, kam dorthin die Nachricht vom Sturze des Königs in Frankreich und von der davon ausgehenden politi-

schen Bewegung, die sich auch in die einzelnen deutschen Staaten verbreitete. In Sachsen kam die Spannung zwischen Polizeigewalt und Bürgerschaft gelegentlich eines harmlosen Polterabends in Leipzig zum Ausbruch und von hier wurde der Aufstand nach Dresden gebracht. Von der Bewegung und ihren treibenden Grundgedanken innerlich stark ergriffen, schrieb Hase alsbald eine Flugschrift „Sachsen und seine Hoffnungen", doch um diese Art Schriftstellerei von seiner eigentlichen theologischen Persönlichkeit zu scheiden nicht unter dem eigenen Namen, sondern nach seinem Geburtsort, Karl von Steinbach, eine ziemlich durchsichtige Bezeichnung, die auch nur kurze Zeit seine heimliche Verfasserschaft bewahrte. Datirt vom 18. Oktober, also zehn Jahre nach einer ergreifenden Rede des Jünglings, der mit den Freunden die damals in Sachsen verbotene Feier des Leipziger Schlachttags beging, stellte diese an die „hochachtbare Bürgerschaft zu Leipzig und Dresden" gerichtete „politische Denkschrift der Septemberwochen 1830" die Ereignisse der Volksbewegung im Königreiche Sachsen, ihre Ursachen, Forderungen und Hoffnungen für ein konstitutionelles Staatsleben anschaulich dar. Als die wünschenswerthen Folgen der Bewegung fordert Hase für die Gemeinden die Einrichtung einer Nationalgarde, eine neue Städteordnung, die jährliche und öffentliche Rechnungsablegung einführt. Ferner wünscht er am Throne statt der fremdländischen, fanatischen und ultramontanen Priester mildgesinnte Männer aus Sachsen selbst. Weiter hofft er von der Staatsregierung zweckmäßigere Hebung der Zölle, gleichmäßigere Vertheilung der Lasten und Ersparungen in den öffentlichen Ausgaben; vor Allem auch eine zeitgemäße Umgestaltung des Landtags und größere Preßfreiheit gegenüber der ungeheuerlichen polizeilichen Censur. So bietet die Schrift in übersichtlich begrenzter Darstellung eine stimmungsvolle und freimüthige Schilderung dieses gemüthlichen Aufstandes eines treuen Volks, wie wir sie sonst gerade aus dieser ersten Revolutionszeit nicht besitzen.

Wenn Hase damals noch in Leipzig seßhaft gewesen wäre, würde ihn die Flugschrift höchstwahrscheinlich als Abgeordneten in den Landtag und somit in eine führende politische Stellung eingeführt haben, denn sie fand wenig Tadel, aber vielen Beifall,

so daß sie sogar in der Allgemeinen Zeitung besprochen wurde, als die „Schrift eines einsichtsvollen Staatsmannes“. Die von ihm ausgesprochenen Wünsche sind damals theilweise erfüllt worden unter dem mit eintretenden Mitregenten Prinz Friedrich August. Doch blieb noch übergenug von der Zukunft zu erhoffen, zumal für das große deutsche Vaterland, und die Bundestagsbeschlüsse jener Zeiten haben den besorgten Patrioten noch häufig ereifert, wie 1832, wo er sie schlimmer fand, als jene Ordonnanzen, welche Karl X. mit dem schönen Throne Frankreichs bezahlen mußte.

Zur vaterländischen Wirksamkeit Hase's gehört auch die Rede, die er 1836 beim Eintritt in die ordentliche Professur hielt, obgleich sie um der gelehrten akademischen Zuhörerschar willen in der „nackten Ehrbarkeit des Lateinischen“ gesprochen wurde und erst durch einen jungen findigen Buchhändler aus Parchim verdeutscht — nun allerdings nicht im rechten Hasedeutsch, sondern in etwas römischem Periodendeutsch — herausgegeben wurde. Sie handelte über das „junge Deutschland“, das damals in Aller Munde war und rechnete mit seiner damals beliebten Christenthumsfeindschaft und der Predigt vom Evangelium des Fleisches als mit einer von Paris bezogenen abgestandenen Weisheit und mit einem Zerrbilde der echten deutschen Jugend gründlich ab. Das christliche Lebensideal sei weder ein asketisches, wie ihm Heine, Mundt und Gutzkow vorwürfen, noch ein hellenisches, wie sie es selbst zu verwirklichen suchten, sondern eine rechte Mischung von beiden, enthielte gleichviel Weltfreude als Weltüberwindung. Uebrigens hat bei seiner Befeindung dieser damals modernen Strömung Hase ausdrücklich jede geistige Freiheit voll gewahrt haben wollen, denn wie er stets den Kriminalrichter in der Poesie scheute und den Gerichtsdiener in der Litteratur fürchtete, so wollte er auf keinen Fall irgendwelche polizeiliche Zensur. Auch Heinrich Heine sei gewiß ein echter Dichter, der größten Lyriker Einer, aber der wahre Dichter deutscher Jugend unter den Zeitgenossen sei Ludwig Uhland, der die heimlichsten Gefühle eines schwäbischen und eines deutschen Herzens in Lieder gebracht habe, und neben ihm als ebenbürtiger Genosse stehe Friedrich Rückert, in dessen Wanderliedern die ewigen Gefühle der Menschheit eine Blumen-

sprache redeten, deren Worte auf deutschen Bergen, in der Naturfülle des Morgenlands und in geheimen Zaubergärten gepflückt seien. „Diese sind durch den Adel ihrer Gesinnung unsterbliche Jünglinge, die Dichter des alten und des jungen Deutschlands, und dem künftigen Deutschland wird ihr Andenken gesegnet sein.“

Das Jahr 1848 ist Hase wie allen deutsch und freiheitlich Gesinnten jener Tage zuerst erschienen wie herrlicher Lenz. „Der Anstoß ist wie damals [1813] unwillkürlich von Frankreich ausgegangen, aber das war nur der Westwind, der über den Rhein herüberbraust und vielleicht bald zum Sturme wird: es ist uns geschehen wie der Landmann sagt, wenn der Frühling in der Tiefe fertig ist, braucht es nur einen warmen Regen, und plötzlich steht der Frühling im Felde mit dem unabsehbaren Heere seiner Sprossen und Knospen, und Jedem, der einigen Muth und ein gutes Gewissen hat, ist es frühlingsmäßig zu Muthe geworden.“ Was als Grundgedanke die mächtige Volksbewegung zusammenhielt, war ja die Erfüllung der Bestrebungen seiner Jugend: Einigung Deutschlands durch einen volksthümlichen Reichstag, konstitutionelle Regierung der einzelnen Länder mit ihren angestammten Fürsten unter einem kaiserlichen Haupte. Gern hätte er sich ins Parlament wählen lassen, in das so mancher seiner alten Genossen einzog, aber in der Jenaischen Gegend siegte bald eine radikale, republikanisch und kommunistisch gesinnte Partei, so daß er sich hier nicht zur Wahl stellen mochte. Und auswärts, wo er es vielleicht versucht hätte, war er doch nur als gelehrter Theologe bekannt. Doch hat er damals im inneren Drang einige bedeutsame Flugschriften verfaßt, verhaltene Parlamentsreden nennt er sie selbst.

Die erste „Das Kaiserthum des deutschen Volkes. Eine Stimme aus Sachsen von Karl von Steinbach“. Daß ein Kaiserthum wieder aufzurichten sei, stand ihm außer Frage, denn die geforderte Nationalrepräsentation, der deutsche Reichstag, müsse neben sich einen Kaiser haben. Die Schwierigkeit war nur, wer

Kaiser werden solle. Und da Deutschland in die beiden Vormächte Oesterreich und Preußen zerspalten war, ersteres aber um seiner Bedeutung und geschichtlichen Vergangenheit willen nicht aus der Reichseinheit herausgedrängt werden könne, so sei hier keine Aushilfe, keine Vermittelung außer der Einen, Nothwendigen, Unbedingten, nämlich das gleiche Recht beider Mächte auf die Kaiserkrone anzuerkennen. Also, daß das Reich zwischen den Monarchen beider Staaten wechsele, daß einmal der Kaiser von Oesterreich, das andere Mal der König von Preußen deutscher Kaiser sei, jeder der es ist auf Lebenszeit. Anzufangen habe Preußen mit Friedrich Wilhelm IV.* Dazu wurde zur kaiserlichen Residenz wunderlicher Weise Bamberg als besonders geeignet gefunden, das dann freilich zuerst aus dem bayrischen Landesverband ausscheiden und freie Reichsstadt hätte werden müssen. Dem neuen Reiche sollten aber neben dem vor Allem wichtigen Ausbau des inneren Staatslebens zwei große äußere Aufgaben gleich als Pflicht mit überwiesen werden: die Wiedergewinnung der beiden vom Reiche losgerissenen Landschaften Schleswig und Elsaß. Ersteres sei seinem deutschen Geschicke ja bereits wieder nahe. Für letzteres sollte leichtsinnig kein Krieg vom Zaune gebrochen werden. „Aber der erste Krieg mit Frankreich, wie er zwischen Nachbarvölkern wohl entstehen kann, ohne daß das eine oder das andere ihn ernsthaft gewollt hat, wird darum handeln, ob Frankreich die Rheingrenze gewinnen oder das Banner des Reichsadlers vom Münster zu Straßburg wehen soll? und diese Frage wird in einem furchtbaren Zweikampf beider Völker entschieden werden.“

Die zweite „Die Republik des deutschen Volkes“, unter gleichem Untertitel und Namen wie die erste ausgegangen, wendet sich mit Absicht an die weiteren Kreise des Volkes und legt in wirklich volksthümlicher Weise und schlagender Beweiskraft dar, daß nie und nimmer die demokratische Republik, sondern allein das konstitutionelle Kaiserthum für Deutschland, wie es geschichtlich geworden sei und seine Wesensart entfaltet habe, die geeignetste

* Wäre es damals wirklich so gekommen, so säße jetzt der österreichische Kaiser Franz Joseph noch auf dem deutschen Kaiserthron.

Regierungsform sei. Ihr ist bezeichnender Weise angefügt ein Anhang „Zur Besserung des Looses der Arbeiter“, der, ohne in kommunistische oder socialistische Einseitigkeiten verfallen zu wollen, doch zur Enträthselung der socialen Frage fordert: die Aufhebung aller Steuern auf die einfachen Lebensbedürfnisse (Salz, Roggenmehl, Fleisch und Bier); Einführung einer progressiven Einkommensteuer von 2 bis 8 vom Hundert, letzteres bei einem Einkommen von 10000 Thalern und mehr; Erhöhung des Sparkassenzinses von 3 auf 4 vom Hundert durch staatliche Beihilfe; Einführung eines Schutzzolles für eine Reihe von Erzeugnissen; Herstellung einer zeitgemäßen Zunftverfassung; Herabsetzung des Schulgeldes in den Volksschulen auf einen ganz kleinen Betrag.

Die dritte „Das deutsche Reich und seine Staaten“, den Jugendfreunden, insbesondere den Genossen von Hohenasperg zugeeignet, handelt von Deutschlands Einheit und Zerspaltung und von der Form für Deutschlands Vereinigung, die Gedanken der ersten Schrift ausführlicher behandelnd, wie das die inzwischen durch die Frankfurter Beschlüsse und die Ereignisse der letzten Monate veränderte Sachlage erheischte.

Die vierte „Preußen und Oesterreich“, eine politische Denkschrift vom Juli 1849, den großdeutschen Gedanken beredt vertheidigend, war ursprünglich als Zeitungsartikel gedacht, aber von den beiden großen Zeitungen, denen sie übersandt worden war, zurückgewiesen, von der einen als zu preußisch, von der anderen als zu österreichisch. Das war sehr bezeichnend für die Denkungsart und Schreibweise des Historikers, der gerecht abwägend und vorsichtig urtheilend nicht ohne Weiteres sich auf eine Seite allein schlagen mochte. Da aber auch die anderen Schriften wohl in glühender Vaterlandsliebe und reichster Sachkenntniß, aber mit nüchterner Besonnenheit ohne Ueberschwang der Empfindung und der Redensarten verfaßt waren, eigneten sie sich nur wenig dazu, in den damals hochgehenden Leidenschaften einigen Einfluß zu gewinnen. So sind sie alle vier in dem Getümmel damaliger Schriften und Streitigkeiten nicht groß beachtet worden, und als die buchhändlerische Abrechnung kam, hatte Hase zum ersten und einzigen Male einen kleinen Fehlbetrag zu decken, denn der Ver-

trag mit der befreundeten Handlung lautete auf Theilung von Gewinn und Verlust.

Heute, nachdem die Entwickelung der Dinge vielfach in so anderen Bahnen verlaufen ist, als Hase damals dachte und hoffte, ist es freilich leicht, über einige seiner Pläne als über unpraktische Gedanken eines Ideologen zu spotten; aber richtiger ist es, neben der unerschütterlich vertrauensvollen Gesinnung, aus der heraus diese Schriften verfaßt sind, das Viele anzuerkennen, was sich als bleibender Gewinn dieser Bestrebungen siegreich in den Ueberzeugungen und in der Wirklichkeit durchgesetzt hat. Daneben ist es ein Genuß und Gewinn, sie zu lesen als Zeugnisse für die Art selbstloser und hingebender Vaterlandsliebe, mit der damals die besten Köpfe für Deutschlands Einheit wirkten.

In Jena war das aufgeregte Jahr verhältnißmäßig still verlaufen und hatte sich nach seiner unangenehmen Seite nur in etlichen studentischen Ungezogenheiten gezeigt, so daß für Hase nichts Anderes zu thun blieb als vaterländische Reden zu halten und, wenn auch nicht mit besonderer Ausdauer im Exerzieren, bei der Volksbewaffnung mit zur Büchse zu greifen. Dagegen in Weimar war während der Märztage eine kleine Revolution entstanden, obwohl der Großherzog schon im ersten Gedränge Allerlei zugestanden hatte, was ihm schwer genug angekommen sein mochte. Auch Studenten aus Jena waren dazu hingezogen, hatten sich in das Getümmel gemischt und eine Art Führung der ländlichen Volkshaufen gewonnen. Als Hase dorthin geeilt sich dazwischen legte, und die Jünglinge auf seinen Einspruch hin das Ministerstürzen aufgaben, hat er sich dadurch den Zorn der Bauern zugezogen und ist von ihnen hart bedrängt, doch von den Studenten frei gemacht worden. Schließlich endigte dieses Idyll mit einem munteren Abmarsch der Umstürzler unter der Führung der singenden akademischen Jugend. Zog Hase nicht die parlamentarische Pflicht nach Frankfurt, so doch mächtig sein Herz, und es flossen ihm die Thränen, als er während der Pfingsttage in der Paulskirche zum ersten Male die Vertreter von ganz Deutschland erblickte. In den Herbstferien ging er wieder diesen Weg zum Quell der neuesten deutschen Geschichte, die Verhandlungen mit regster Theil-

nahme begleitend und mit vielen Parteiführern in nahem ersprießlichen Verkehr stehend.

Wie die große Bewegung ein so klägliches Ende fand durch viel schwere Verschuldung auf allen Seiten, ist Hase darüber niedergeschlagen gewesen, als wäre ihm selbst und den Seinigen ein Leid geschehen. Er konnte das Gefühl im Innern nicht los werden, daß sein Volk vor einem Abgrund stehe, und ein paar Jahre lastete das Alles schwer auf seiner Stimmung. Nur die Flucht in die Wissenschaft und die kalten Bergquellen von Elgersburg halfen wieder zur Genesung. Doch hat er sich nach außen hin bemüht, den alten sicheren Gleichmuth zu bewahren und die Hoffnung, die bei ihm selbst fast schwach zu werden drohte, bei Anderen zu stärken. So hat er die letzte Versammlung des konstitutionellen Vereins, dessen Vorsitz er geführt hatte, 1849 mit den Worten geschlossen: „Große Hoffnungen sind uns in diesem Jahre untergegangen; gehen wir mit größeren dem nächsten Jahre entgegen.“ Das neue Jahr hat doch auch nur Enttäuschung gebracht.

Gleichsam eine Vermittelung zwischen dem ablaufenden politischen und dem um so stärker anschwellenden theologischen Interesse bildete ihm selbst eine kirchenpolitische Denkschrift, 1849 vollendet, „Die evangelisch protestantische Kirche des deutschen Reiches“. Sie enthält eine ausführliche Darstellung aller der Wünsche und Anfänge für einen neuen besseren Rechtszustand der einzelnen deutschen Landeskirchen in der Hoffnung ihrer Zusammenfassung zu einer großen Kirchengemeinschaft. Der Schrift, welcher inhaltlich schwer etwas anzuhaben war, wurde von der damals erwachsenden gegnerischen Seite zum Vorwurf gemacht, daß der Verfasser in so ernsten Zeitverhältnissen seiner sarkastisch-witzigen Laune nicht genügend Einhalt gethan hätte. Hase hat treffend erwiedert, daß er ein spitziges oder witziges Wort nie gesucht habe, aber er sehe nicht ein, warum, wenn ihm ein Wort in den Lauf komme, daß seine Meinung kurz und schlagend ausdrücke, er ihm aus dem Wege gehen sollte, wäre es auch etwas heiteren Klanges. Und damit hat er sein gutes Recht auf das vertheidigt, was ihm als Schriftsteller einen besonderen schätzens-

werthen Vorzug giebt: den eigenen persönlichen Stil. Man muß doch wahrlich schon sehr steifleinen sein, wenn man den nicht verstehen kann und nicht gelten lassen mag. Freilich hat Hase bei religiösen Darlegungen nie die Sprache Kanaans, wie sie damals neu belebt wurde, geredet, und bei wissenschaftlichen Erörterungen ist er der üblichen ledernen Trockenheit weit ausgewichen, wiewohl nur sie manchem Gelehrten die rechte Sprache der Professoren-Weisheit gilt.

Bald machte sich eine zweite Auflage nöthig. Sie ist geschrieben 1852 und bringt die wesentlichen Bestimmungen der Kirchgemeindeordnungen, wie sie seit der großen Bewegung rings entstanden waren. Und wie sich inzwischen so Vieles in den Anschauungen und Gewalten geändert hatte, ergab es sich, daß Hase, der in den Revolutionsstürmen konservativ den alten Bund der protestantischen Kirche mit dem deutschen Fürstenthum zu erhalten bestrebt war, jetzt liberal das Kirchenregiment in den Händen der Fürsten etwas beschränkt sehen wollte, da es die neuesten Gläubigen und Staatsmänner ihnen gar nicht genug übertragen konnten. Und so fand er, nicht sein eigener Standpunkt, nur seine Stellung zu denen, die ihn gewechselt hatten, sei inzwischen recht verändert worden.

Seufzend hat Hase von Neuem die Wartezeit durchlebt. Selbst für den erhaltenen Frieden ging ihm der Dank nicht recht von Herzen. Fast Alles, was im öffentlichen Leben vorging, betrübte ihn, obwohl er nicht allen Glauben verlor, selbst noch einiges Gute zu erleben. Und so ist er in den nächsten schweren Jahren als ein aufrechter Mann geradeaus seines Wegs geschritten, gleicherweise dem sich überstürzenden Liberalismus wie der dunkeln Reaktion wehrend.

Gleichsam als einen Zeitspiegel schrieb Hase sein „Jenaisches Fichtebüchlein“. Es entstand aus einer Rosenvorlesung, die wiederum ihren letzten Grund in der Auffindung wichtiger Aktenstücke hatte, und erzählt die Enthebung des Philosophen Fichte von seinem Lehramte in Jena 1799, unter Herzog Karl August, unter Goethe's Ministerium, unter Betheiligung Herder's und Schiller's; ein leidiger Vorgang und nicht eben ein Ruhmesblatt im Leben

der Thüringischen Hochschule, wenn auch durch die mißliche Verkettung vieler Umstände wohl erklärlich. Dieser Hinweis auf Fichte, den vaterländischen Propheten, sollte zugleich hinweisen auf die damals neu gefährdete Denkfreiheit für Deutschlands Hochschulen. Karl August's Enkel freilich, der jetzige Großherzog, als er mit Hase auf Grund des Büchleins über Fichte's Vertreibung zu sprechen kam, hat das hübsche Wort gesprochen: „Ich möchte lieber das Mittel wissen, die Professoren in Jena festzuhalten.“

Es war immer Hase's Ueberzeugung gewesen, daß Oesterreich aus der politischen Gestaltung Deutschlands nicht so ohne Weiteres ausgeschlossen werden könne. Und wie nun die Entwickelung der Dinge immer mehr dahin wies, daß diese seine Meinung doch irrig gewesen war, ist es ihm natürlich erst hart angekommen, das Herz mit diesem Ausgang auszusöhnen. Doch war's ihm eine große reine Freude, als er im Theater zu Neapel die Siegesnachricht von Düppel erhielt. Und als im Jahre des Bruderkriegs der jüngste Sohn nicht recht wußte, ob seine heimliche Theilnahme für Preußen des Vaters Billigung finden würde, da hat der ihm diese Antwort gegeben (11. Juli 1866): „Du wolltest neulich meine Ansicht wissen, wo das Recht und Unrecht des derzeitigen Kriegs mit seinen furchtbaren Opfern liegt. Es läßt sich das wohl nicht so genau vertheilen. Preußen und Oesterreich haben beide Unrecht gethan, daß sie den Krieg gegen Dänemark mit Zurückweisung des deutschen Bundes nur auf eigne Hand führten, und nicht um ein wohlbegründetes Recht, sondern um eine Eroberung. Preußen hat dann den näheren Anlaß gegeben, indem es diese Eroberung für sich allein haben wollte. Aber tiefer lag dem zu Grunde, was irgend einmal ausbrechen mußte, die Eifersucht zwischen den beiden Großstaaten, welcher von beiden die so weit mögliche Einheit Deutschlands begründen solle. Jedenfalls müssen wir Gott danken, daß nicht Oesterreich gesiegt hat, und dieser Sturm preußischer Siege bewährt es, wo die wahre Kraft des Landes ist und reißt selbst die Herzen mit sich fort.“

Im Tagebuch am 1. Januar 1867 heißt es: „Das Jahr 66 hat die große politische Wendung gebracht, die zur deutschen Einheit führen soll, aber nicht ohne herbe Opfer, und viel bittrer Haß

geht durch die Volksstimme." Darin klingt noch etwas wieder von leisem Groll und doch auch spricht es von hoffnungsvoller Aussöhnung mit dem Laufe der Dinge.

Von Rom mit seinem Konzil zurückgekehrt, hatte sich Hase mit frischer Lust in die nun besonders fesselnde Arbeit zu einer neuen Auflage der Polemik gestürzt, als Frankreich sein Kriegswort über den Rhein warf und nun eine deutsche Erhebung anhob, wie er sie einst mit kindischer Theilnahme erlebt hatte, und wie sie seines Herzens sehnender Traum gewesen war. Seine drei Söhne zogen mit hinaus ins Feld, alle in einem Armeecorps, der älteste als Arzt, der zweite als Feldgeistlicher, der dritte als Kürassier. Und nun folgte die große herrliche Siegeszeit. Wie hat sie der alte Burschenschafter mit so inniger Freude durchlebt troß des bang zitternden Vaterherzens. Sehnsüchtig sah er mit der geliebten Frau jedem Lebenszeichen entgegen, das ihnen Kunde gab vom Wohlsein der Söhne und überaus köstliche Briefe schrieb der Vater hinaus ins Feld. Auch das einmal an den Divisionspfarrer: „Mir wirst du zutrauen, daß meine Theilnahme an diesen hohen vaterländischen Geschicken sich nicht verzehrt in der Sorge um meine Söhne, doch ist dies schwer."

Auf der Universität war's still geworden, $^2/_3$ der Studenten waren theils einberufen, theils freiwillig eingetreten, mit 13 Zuhörern führte Hase das Sommersemester zu Ende, 17 waren's zur Dogmatik im Winter; dazwischen suchte er sich troß Kriegslärm und Siegesfreude zur lieben Arbeit an seiner Polemik zusammenzufassen. Der 70. Geburtstag wurde daheim gefeiert, nach langer Zeit zum ersten Male wieder. Nur ein kurzer Ausflug, mit Ilmenau als dem bescheidenen Ferienziel, diente der Erholung, alle Zeit und alle Kräfte gehörten der Arbeit und dem Kriege. Und so jugendfrisch war die innere Betheiligung des Greises an den Ereignissen dieser begeisterten Tage, daß der eigene heilige Zorn und der Schwung der Empfindung den besonnenen Historiker manchmal zu brieflichen Aeußerungen verleitete, die mit seiner sonst so gerecht abwägenden und maßvoll urtheilenden Art im schreienden

und heiteren Widerspruch standen. Denn wie hätte gerade er wohl in ruhigen Zeiten von Tod- und Blödsinn bei den Franzosen reden und die armen eingeschlossenen Pariser gar so grob als Bande bezeichnen können. O Furor teutonicus wie wandelst du selbst die feinen Weisen! Es ist schier verwunderlich, aber sehr erquicklich zu sehen.

Groß war die Freude, als alle drei Söhne unversehrt aus dem Felde heimkehrten, noch dazu alle drei geschmückt mit dem Ehrenkreuze von Eisen.

Schon in den Märztagen des ersten Kaiserjahres war Hase in Berlin, dort unmittelbar berührt von der Herrlichkeit des neuen Reiches, in das er sich nun mit tiefer innerlicher Freude einlebte.

Dem alten Kaiser gehörte seine ganze Anhänglichkeit. Wenn er ihn in Gastein herumspazieren oder in dem einfachen Wagen fahren sah, berührte es ihn fast andächtig, weil sich da eine Idee, welche die Sehnsucht seiner Jugend war, in voller Gestalt, personifiziert in dem schlichten fürstlichen Greise darstellte, das deutsche Kaiserthum, die Einigung seines Volkes. Nach den Attentaten fiel es Hase zu, die Adresse der Reichsangehörigen dem zur Erholung in den Bergen weilenden kaiserlichen Herrn zu verfassen. Er that es in diesen Worten:

„Ew. Kaiserl. Königl. Majestät

begrüßen die aus allen Gauen des deutschen Reiches hier Weilenden in ehrfurchtsvoller Freude, daß der geliebte Kaiser bei vorgeschrittener Genesung wieder in gewohnter Weise das Gasteiner Thal zu besuchen vermochte. Wir hoffen zu Gott, daß Ew. Majestät in der Luft der Alpen und an den Wassern, die aus geheimnißvoller Tiefe aufquellen, die volle Kräftigung erlangen werde, das große Reich, das in Ew. Majestät sich persönlich darstellt, in der Erinnerung großer Thaten, noch lange in Frieden zu regieren."

Zur goldenen Hochzeit des Kaiserpaares wählte die Universität neben ihrem Prorector Hase zum Abgeordneten; und er hat gern diese Jubelherrlichkeit in der Reichshauptstadt und im kaiserlichen Schlosse mit erlebt. Bestand doch schon von Weimar aus lange ein freundliches Verhältniß zur Kaiserin Augusta.

Auch zur Kronprinzessin, zur nachmaligen Kaiserin Friedrich, trat Hase in Beziehung. In Rom hatte der 80jährige mit ihr eine lange ernste Unterredung; es war ihm eine rechte Freude, die Herrscherin der Zukunft ehrfurchtsvoll zu begrüßen und auf ihren Wunsch in ihr Gedenkbuch seinen Namen zu schreiben. Es schnitt ihm tief ins Herz, als später die Nachrichten von dem unheilbaren Leiden des Kronprinzen kamen, auf den er so große Hoffnungen gesetzt hatte, namentlich auch in Bezug auf freiheitlichere Zeiten für das Fach seines Berufes. „In das Scheiden unseres Kronprinzen müssen wir uns ergeben, es ist eine harte, unverständliche Schickung durch Gott und die Natur. Ich hätte dennoch ein Stück des heranziehenden Kampfes gern mit erlebt.“ Dazu der Brief an den jüngsten Sohn nach dem Heimgang des alten Herrn: ‚Ich habe heut und gestern, als die unleugbare Todeskunde Kaiser Wilhelms I. allmählich zu uns drang, viel an Dich gedacht, doch ohne ein Bedürfniß zu schreiben. Wußte ich doch, daß es kaum eines gegenseitigen Händedrucks bedurfte, um uns gegenseitig auszusprechen über das, was uns drohte, das geschehen ist, und geschehen wird. Ich suche nur innerlich ruhig zu werden, und so fortzufahren in meiner kleinen Arbeit, da ich im Großen nichts zu, nichts abthun kann.“

Wie alle großdeutsch Gesinnten hat auch Hase Mühe gehabt, sich in die Gestalt Bismarck's hineinzufinden; dem frei- und feinsinnigen Gelehrten konnte der Gewaltige von altpreußischer und konservativer Herkunft zunächst nicht sympathisch sein. Doch hat auch er die große Wendung mitgemacht, und weniger besiegt durch die Macht der Erfolge, als vielmehr fortgerissen von dieser einzigartigen großen Persönlichkeit, hat er dem eisernen Kanzler trotz mancherlei Verschiedenheit der Meinungen von Herzen gehuldig, und in ihm den thatkräftigen Erfüller gepriesen, der seinem Jugendtraum Wirklichkeit gegeben. Noch dem 86jährigen war es zu inniger Freude vergönnt, eine Begegnung mit dem Fürsten zu haben. Darüber sagt das Tagebuch aus Gastein vom gleichen Tage (21. August 1886): „Wir waren, meine Enkelin und ich, eine Stunde Wegs auf der Kaiserpromenade an einem Nachmittag den 21. August im ‚Grünbaum‘, und als wir aus dem Kaffee-

garten heraustraten, saß auf einer Bank der Kanzler Bismarck mit der Fürstin und ihrem Sohn Graf Herbert, an denen wir ehrerbietig grüßend vorübergingen. Einen Moment nachher stand der Kanzler an meiner Seite mit den Worten: ‚Unsere Nachbarschaft hat sich bisher auf einen Austausch von Karten beschränkt: ich freue mich Eure Excellenz nun auch persönlich kennen zu lernen.‘ Ich erwiederte: ‚Kurze Zeit nach dem Ableben Cavour's bedachte ich einmal in Rom auf Monte Pincio still hin bei mir: Wenn der liebe Gott doch auch einmal einen Cavour nach Deutschland senden wollte, aber der lange genug lebte, um sein großes Werk zu vollenden.‘ Der Kanzler sagte: ‚Gott hat mir die Gnade eines langen Lebens beschieden.‘ Wie sich daran ein kurzes Gespräch knüpfte, habe ich sehr bewegt doch von dem Einzelnen keine feste Erinnerung. Zuletzt winkte der Kanzler der Fürstin, die herzukam und mir freundlich die Hand gab. In bescheidner Ferne hatte sich ein kleiner Halbkreis von Badegästen aufgestellt. Gleich danach auf dem Rückweg überholte uns der Kanzler mit den Seinen und machte eine Minute stillhaltend eine Bemerkung über meine Rüstigkeit: ‚Euere Excellenz thun es darin unserm Kaiser gleich.‘ Darauf ich: ‚Ew. Durchlaucht thun das im höchsten Sinn.‘ Darauf er noch: ‚Der Kaiser ist 90 Jahr alt und ich 70. Ich diene ihm gern‘.“





VIII. Ruhm und Ende.

Der Student, der in den siebziger Jahren nach der thüringischen Hochschule zog, um neben anderen tüchtigen Theologen vor Allem Jenas berühmten Kirchenhistoriker, den „alten Hase" zu hören, fand bei Beginn des Sommersemesters im Kollegiengebäude am schwarzen Brett links oben an erster Stelle einen Anschlag, lateinisch abgefaßt, in kräftiger klarer Handschrift mit steil nach aufwärts steigenden Zeilen geschrieben und vielleicht gar von Rom datirt, daß die Vorlesungen an dem und dem Tage beginnen würden. War bis zur festgesetzten Stunde ein anderer Dozent gehört worden, so galt es eiligst den Weg nach der Unterlauengasse zurückzulegen, denn Hase hielt das akademische Viertel nicht ein. Man betrat sein Haus von der Saalgasse aus an der Rückseite durch den „Sack". Ein schmaler Flur war zu durchqueren, dann war das zu ebener Erde gelegene Auditorium erreicht, ein großer nicht hoher Raum, seine Wände geschmückt mit Hunderten von Bildnissen hervorragender Männer aus der mittleren und neueren Kirchengeschichte, viele in zeitgenössischen seltenen Stichen, andere in Holzschnitt und Lithographie. Auf schmalen Tischen, neben dem Katheder, lagen die Bücher, welche in der nächsten Vorlesung citirt oder besprochen wurden, zur Einsicht und Entlehnung für die Studenten. Ueber dem Katheder an der Wand stand die Büste Schleiermacher's von Rauch; daneben eine Nachbildung von Raphaels Theologie.

Der Raum war rasch gefüllt, ein Diener öffnete die Thür und Hase trat ein, eine nicht eben große Gestalt, vom Alter etwas gebeugt, das dichte Haupthaar silberweiß, die Gesichtsfarbe rosig gesund, das Auge mild und klar aus dem ehrwürdigen Antlitz leuchtend, das nicht schön doch geistvoll zu nennen war, dem man ansah, daß viele ernste Gedanken durch diesen Kopf gegangen waren und das doch auch den heiteren Schalk nie ganz verleugnen konnte. Mit freundlichem Gruß durchschritt der verehrte Professor die Reihen der ehrerbietig stehenden Studenten, er betrat das Katheder, die Hörerschar setzte sich und der Vortrag begann. Das Haupt ein wenig zur Seite geneigt und die Augen nach unten gerichtet fing Hase zu sprechen an, mit sanfter Stimme, die doch deutlich durch den kirchenstillen Raum zu hören war; je mehr er sich für einen Gegenstand beim Reden erwärmte oder je lebhafter er in einen schwierigen Gedankengang hineintauchte, um so höher hob sich Antlitz und Auge, bis dann plötzlich bei dem Ergebniß der Denkarbeit oder dem Facit der eigenen Meinung das Haupt sich wieder rasch nach unten senkte. In gemessener Ruhe und unübertrefflich klarer Gestaltungskraft floß der Vortrag von des Redners Lippen, auch der einfachste Satz war gedankenschwer und formvollendet; nicht durch äußere Mittel des rednerischen Schwungs begeisterungsvoll packend war diese Vortragsweise, aber fesselnd vom ersten bis zum letzten Wort, das rechte Muster einer Vorlesung, die nicht überreden sondern überzeugen, nicht glänzen aber anregen und belehren will, ohne je in den Stil des gedruckten Lehrbuches oder in die zwanglose Art der freien Rede zu fallen. So hat er Hunderten und Tausenden von andächtig lauschenden Studenten die reichen Schätze seines Wissens und seiner Erfahrung dargeboten.

Hase stand auf der Höhe seines Ruhms. Und mit der unbefangenen Vorurtheilslosigkeit des kundigen Historikers hat er damals an der Schwelle des Greisenalters für die verschwiegene Stille seines Tagebuchs ein Bild von sich selbst entworfen, darin er in edlem Selbstbewußtsein und in klarer Selbsterkenntniß seines bisherigen Lebens Werdegang und seines Wirkens Bedeutung als Lehrer, Schriftsteller und Theologe unübertrefflich wahr und schön

schildert: „Die Freunde meiner Jugend, die nächsten sind geschieden. Mein ältester Sohn, der rüstigste von allen, dem ich scheidend alle geschäftliche Sorge und schon jetzt übertragen konnte, ist mir vorausgegangen. Meine treuen Schwestern mußte ich überleben. Doch das Weib meiner Jugend ist mir geblieben, selbst noch in geistvoller Anmuth, und fünf Kinder sind herangewachsen, voll guter Erfüllung oder Hoffnung, dazu zwei Enkelpärchen.“

„Was von Naturgaben in mir war, hat sich unter der Gunst friedlicher Verhältnisse entwickelt, nur der Redner ist etwas zurückgeblieben.“

„Für eine wissenschaftliche Betrachtung des Lebens Jesu habe ich die Bahn gebrochen und bin der weiteren Entwickelung selbständig gefolgt. Für die Kirchengeschichte habe ich einen reichern Inhalt, eine edle Form und freie Anschauung angegeben, und darin am ersten auch Nachfolger gehabt. In der Glaubenslehre habe ich eine Schule nicht gegründet und keiner der herrschenden Parteien angehört. Daher war ich nie von einer Partei getragen, aber mit Einzelnen aus allen drei theologischen Hauptparteien im freundlichen Verkehr, und nicht Wenige sind aus meiner Schule hervorgegangen, oder doch durch mich angeregt worden, welche christliche Begeisterung, freies Denken und moderne Bildung vereinten. Als Schriftsteller habe ich wohl großen Einfluß geübt, als mündlicher Lehrer war ich fast nur auf Jena beschränkt, und habe da auch gedrückte Zeiten durchlebt. Große Ereignisse, denen ich vielleicht gewachsen gewesen wäre, sind nicht an mich gekommen zur Entwickelung verborgener Kräfte.“ ...

„Aber die Haare sind schon lange weiß, nach allgemein menschlichem Gesetze neigt sich das Leben zum Niedergange: o daß ich's in Arbeits- und Lebensfreude noch Manchem ein Segen zu Ende führen möchte!“

Nicht mit der gleichen zusammenfassenden Beschreibung des eigenen Wesens, aber aus derselben Grundstimmung heraus klingt es aus einem Briefe des 81jährigen an die geliebte Frau: „Ich bin ganz mit Dir einverstanden und mein Gebet ist lange schon gewesen, daß Gott uns noch eine Weile erhalte, was er uns

gegeben hat. Auch mit Deinem guten Spruche vom sich genügen lassen. Doch vermuthe ich, daß Du denselben im bescheideneren Sinne nimmst als ich. Du hast durch Kränklichkeit viel leiden müssen, und in mancher schlaflosen Nachtstunde Ergebung gelernt, während ich außer drei schweren Krankheitszuständen bisher mit frischem Muth meines Wegs gehen konnte. Ich bedachte mir's gestern [25. August, Hase's Geburtstag], als ich so einsam durch das stille Waldthal ging, daß der liebe Gott mir drei große Dinge gegeben oder auch zugelassen habe. Vorerst daß ich durch ernste lange Arbeit zu den Höhen der Wissenschaft gelangt sei, der ich mich jung ergeben hatte, so weit sie vielleicht derzeit erreicht werden könnten, und daß ich dadurch auf künftige Jahrhunderte mitwirken werde, genannt oder ungenannt. Zweitens daß die goldenen Flitter, die an Dir hingen, verständig benutzt zu Mitteln geworden sind, ... um an Allem Theil zu nehmen ‚was der ganzen Menschheit zugetheilt ist', so weit es in unseren Kram paßt, z. B. die italienischen Frühlinge .... Zum Dritten, daß ich Dich gewonnen habe, mir das geliebte Ideal aller Weiblichkeit, natürlich nicht ohne einige kleine Marotten, da wir Gott sei Dank noch in Fleisch und Knochen wandeln, und daß Gott durch seine freundliche Natur uns einander über ein halbes Jahrhundert beisammen erhalten hat ..."

Als das Alter nahte, hat sich Hase noch einmal in die alte Heimat aufgemacht, Abschied zu nehmen von Gräbern und Erinnerungen. In Steinbach stand das Pfarrhaus noch, die grauen Bretter hoch hinauf mit Epheu bewachsen, nahe der Thür des Pfarrhofes des Vaters Grab, am Pfarrwäldchen die alte Linde. In Penig die Gräber der Mutter und Schwester.

Um dieselbe Zeit schrieb er seine Lebensgeschichte, die Jugend in ausgedehntem Sinne, bis zur Ankunft in Jena, zunächst mit dem Gedanken der Veröffentlichung nach seinem Tode. Als er das Schriftstück seiner Frau zeigte, wollte es ihr nicht groß gefallen, noch weniger zur Veröffentlichung. Doch ließ es ihm damit keine Ruhe und allmählich beschloß er, das Buch gegen die

Familieneinsprache, nach mancher Milderung und Löschung, doch schon bei Lebzeiten und zwar gleich herauszugeben. Es wurde als Geheimniß bei Brockhaus in Leipzig gedruckt und kam dort 1872 als „Ideale und Irrthümer“ heraus. Die Nachricht davon kam ins Hase'sche Haus durch den Großherzog, dem das köstliche Buch sehr gefallen hatte. Der Verfasser meinte selbst, es liege in diesem offenen sich Hingeben einige Kühnheit, doch denke er, die Tüchtigkeit des Werkes werde es nicht zu Schanden werden lassen, zudem pralle an seiner Haut manche Kugel ab. Das Buch ist allenthalben sehr freundlich aufgenommen worden, selbst dort, von wo Hase ernsteren Angriffen entgegensah. Nur war er nicht ganz damit einverstanden, daß ihm auf Grund seiner Schilderung allerlei freundliche Theilnahme ausgesprochen wurde über ein hartes, bedrängtes junges Leben. Er meinte, Armuth sei kein Unglück für eine rüstige hoffnungsreiche Jugend und weniger eine Gefahr als Reichthum. Er habe vielmehr das Bewußtsein, Gott für eine sehr glückliche Jugend zu danken, und sei nicht gemeint gewesen, daß ihre Darstellung den Eindruck des Trüben und Gedrückten machen würde, zumal bei dem freigewählten Abschlusse zu einer Zeit, als dieses Leben der Erfüllung liebster Wünsche mit sicherem Schritt entgegenging. Schon nach Jahresfrist war eine zweite Auflage nöthig. Das und so viel reich gespendetes Lob hat denn der Gattin recht zur Beruhigung gedient, und Hase konnte die bedenklichen alten Freunde heiter darauf hinweisen, wie ihm die Ideale und Irrthümer wohl einige Neckereien eingetragen, aber der Achtung und Anhänglichkeit sicher keinen Eintrag gethan hätten. Als er 1877 in Tübingen war, fand er, daß er durch das Buch geradezu noch einmal eine populäre Person im Schwabenlande geworden sei.

In der Neujahrsbetrachtung von 1871 steht: „Hiermit wäre denn, was der Autor auf dem Herzen hatte, wohl vollendet und ich danke Gott, der mir's zu vollenden Zeit und Raum gegeben hat.“ So war er zum ersten Male ohne schriftstellerische Pläne und seine Gedanken gingen nur dahin, eine theologische Aehrenlese zu halten, das früher Verfaßte durchzusehen, vielleicht auch neu zu veröffentlichen. Doch verursachten die nothwendigen

neuen Auflagen der alten Bücher noch Jahr um Jahr Arbeit genug, und die Herausgabe der großen Kirchengeschichte gab auch tüchtig zu thun. Immerhin, die Müdigkeit vor ganz neuen Arbeitsplänen ließ es Hase deutlich erkennen, daß der Feierabend angebrochen sei, da kein neues Werk mehr gewagt werden könnte; sondern daß es gälte, in heiterer Thätigkeit Altes bewahrend zu fördern, und dem, was der Augenblick bringe oder fordere, zu genügen.

Auch der rüstige Greis hat noch alljährlich weite Reisen unternommen, da er sich bis auf einige Zahnnöthe und das abnehmende Namengedächtniß, darin er doch nie stark gewesen war, völlig gesund und kräftig fühlte, dazu die Phantasie noch so lebendig, „daß ich im Alter auch die Jugend mit habe mit ihren Gefühlen, guten wie minder guten". Die dem fleißigen Gelehrten nothwendige jährliche Erholung schaffte er sich am liebsten in den Fluthen der Nordsee, und es war ihm ein hartes Wort, als sein Arzt und Schwiegersohn erklärte, er sei zu alt für die See, er solle ins Gebirg. „Zu alt für den fröhlichen Kampf mit den stürmischen Wellen! Und doch mag ein Jubilar es der Gnade Gottes und seiner Natur absonderlich danken, daß ich noch munteren Schrittes in diese Alpen hineinsteigen kann, sind's auch nur ihre hohen Thäler mit den schneebekränzten Felsen umschränkt." Seitdem (1873) ist er jährlich nach Gastein gegangen und hat dort in anregendem Freundeskreise regelmäßig schöne Erholungswochen verlebt; zumal mit dem künstlerisch veranlagten und schwunghaft geistvollen Emil Frommel verband ihn dort innige Freundschaft, und der kunstreiche Redner Rudolf Kögel ist ihm persönlich sehr werth geworden. Zudem fehlte es nicht an allerlei ehrenden Aufmerksamkeiten, die dem berühmten Gelehrten von der Kurgesellschaft, darunter viele namhafte und einflußreiche Männer, auch von den anwesenden Fürstlichkeiten zu Theil wurden. Zum letzten Male hat er die geliebten Berge geschaut, als er in ihrem Kranze den 89. Geburtstag feierte.

Die hohen Lebensjahre brachten hohe Ruhmestage.

Zuerst war es die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an dem einst das philosophische Doktordiplom ausgefertigt worden war, die zu einem frohen Festtage Anlaß gab, 1873. Kinder und Verwandte waren von allen Seiten herbeigeströmt, Geschenke gab es in reicher Fülle. Der Landesherr sandte eine höhere Klasse seines Ordens; die anderen Ernestinischen Fürsten deßgleichen, und solche Sterne waren einem Jenaischen Professor bisher noch nicht zu Theil geworden; der Jubilar meinte, die Lust weltlicher Ehren sei dadurch auf immer befriedigt und überboten, er werde die Sterne nicht abnutzen. Kaiserin Augusta bezeugte ihm schriftlich ihren innigen Antheil, „nicht nur aus Anhänglichkeit an Alles, was die Heimat betrifft, sondern auch aus persönlicher Hochachtung und Anerkennung für den Jubilar". Von den Kirchenregierungen, der heimischen Universität und mancher fremden Hochschule, von den Thüringer Geistlichen kamen Glückwünsche. Die Juristenfakultät ernannte den philosophischen und theologischen Doktor noch zum Doktor juris utriusque, eine Ehre, der sich Hase besonders erfreute, da sie seinem früheren Schwanken zwischen Theologie und Jurisprudenz entspräche. Auf den Tischen häuften sich die stattlichen Einbände der Adressen, die Rollen von auswärtigen theologischen Fakultäten. Er selbst übergab dem Prorektor eine Stiftung, halb zu Stipendien für Theologie Studierende, halb Zins auf Zins zu Grundstücksankauf in der Zeit des Universitäts-Jubiläums im 20. Jahrhundert. Abends brachten ihm die Studenten einen Fackelzug. Etwas verspätet kam das Carmen saeculare von Karl Gerok aus Stuttgart mit einem Epheuzweig von Hohenasperg; das Gedicht in all seiner sinnigen Liebenswürdigkeit, seiner mild-versöhnlichen Anschauung und seinen gewagten Reimen ein echter Gerok.

Als der Greis gegen Abend dem festlich bewegten Tage die ruhige Stunde abzwang, in Einsamkeit durch den lieben Berggarten zu gehen, hat er's gethan in heiterer Ruhe und voll Dankens, daß auch das der liebe Gott und noch in voller Kraft erleben lasse; auch mit dem sicheren Gefühl, daß es die äußere Sonnenhöhe seines Lebens sei.

Es folgten andere Jubiläen. 1878 das der Zugehörigkeit zum

Freimaurerbunde. Es wurde in der Leipziger Apollologe mit großer Feierlichkeit begangen, wiewohl er seit fast vierzig Jahren nicht dort gewesen war. Er hat sich bei seiner Erwiederungsrede nach Lessing's berühmtem Muster durchgeholfen mit dem geistig allezeit geübten Maurerthum der Humanität.

Auch des Tages wurde gedacht, an dem er vor 50 Jahren außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig geworden war; der König von Sachsen übersandte ihm einen Orden, zum Beweis, „daß Ihr sächsisches Vaterland Sie nicht vergessen hat“.

Durch die in den Idealen und Irrthümern vermerkte genaue Bezeichnung seiner Ankunft in Jena hatte Hase absichtslos selbst die Handhabe dazu gegeben, daß die 50. Wiederkehr dieses Tages am 15. Juli 1880 festlich begangen wurde. Dabei kam mit einem Württembergischen Orden der persönliche Adel, „den ich natürlich nicht führe“. Kaiserin Augusta telegraphirte: „Ich wünsche der Universität Jena Glück, Sie seit 50 Jahren zu besitzen.“ Festgrüße kamen von allen Himmelsgegenden, aus Athen und aus den Vereinigten Staaten. Außerdem Freundlichkeit und Ehre die Fülle. Hase hat sie gern erlebt, doch schien ihm bei seiner klugen Besonnenheit in den theologischen Begrüßungen das Zuviel gefährlich, als sei er ein Reformator der Universität gewesen, die Rede von einer Jenaischen Theologie u. dergl. Er hat sich's mit Recht daraus erklärt, daß es der liberalen Partei angenehm war, sich in einem durch hohe Lebensjahre ehrwürdigen, durch schriftstellerischen Ruhm getragenen Repräsentanten verherrlicht zu sehen. Und so hat er das Ueberschwängliche nicht gern aber in verständiger Gelassenheit über sich ergehen lassen.

Wenige Wochen darauf feierte er den 80. Geburtstag in Gastein an fröhlicher Tafelrunde mit dem Reichsgerichts-Präsidenten Simson und anderen Vertrauten, die doch Alle nichts von der Bedeutung des Tages wußten. Von der geliebten Frau kam dieser Brief:

Kissingen, den 23. August 1880.

Liebster Mann, wären wir zu Haus, so brächtest Du mir wohl jetzt eine Rose, selbstgepflückt aus dem Berg, das Zeichen

Deiner Liebe und Deiner Art, die immer geben will ohne an nehmen zu denken, es sei denn auch die Liebe. Mit der leeren Hand aber warmen Wünschen komme ich zu Dir, den seltenen Tag zu begrüßen, der nur Wenigen gegönnt wird ohne Beschwerde der Jahre aufsteigen zu sehen, das Gefühl der Kraft behalten zu dürfen, die Macht über sich zu gebieten, auch bei neuer Anforderung, tritt sie heran, so wie diese Zeit unter den Ehren und der Verehrung des Dankes und der Liebe.

Und übermorgen, wenn wohl schon fünf Uhr Du früh zum Bad geweckt wirst, mag Dir ein neues, gutes, segensreiches Jahr aufleuchten! Die Kinder können es sich nach der Vereinigung des Jubelfestes schon gefallen lassen, diesen 80sten Tag nicht um Dich zu sein, ihre Briefe liegen wohl schon gelesen bei Dir, wenn dieser hier zu Dir kommt.

Pauline.

Am 12. September 1881 feierte Hase mit seiner treuen Gefährtin, beide in voller geistiger und körperlicher Frische, das hohe Fest der goldenen Hochzeit, und so wurde ein Phantasiegedanke, der weit wie ein Stern über ihm gestanden hatte, zur schönsten Wirklichkeit. Es war eine Familienfeier, zu der Kinder und Kindeskinder jubelnd zusammenströmten, zu der der Bruder des Jubelbräutigams und die Schwestern der Jubelbraut wie einst zur Trauungsstunde in der Theklakirche erschienen, und die doch von einer großen Oeffentlichkeit mit begangen wurde. Unter den Gebern die deutsche Kaiserin, die eine Blumenvase mit dem Bilde des alten Kaisers schenkte. Gegen Mitternacht hat das greise Paar fröhlich den Großvaterreigen getanzt.

Als der Hochbetagte meinen mochte, die Feierabendglocken läuten zu hören, schrieb er in das Tagebuch: „Für den Winter liegen mir die gewissensschweren Kollegien ob: Leben Jesu und Dogmatik, und ich möchte sie gern noch einmal recht durchdacht durchführen.“ 1875 las er zum letzten Male jenes höchste Leben mit besonders lebhafter innerer Antheilnahme, die Dogmatik 1882.

Im Mai 1883 ging Hase, ein längst Beschlossenes plötzlich zur Ausführung bringend, in Weimar zum Minister mit der Bitte, seine Inruhestandsetzung zu bewirken. Die ist ihm ungern gewährt worden, weil man meinte, ihn in Jena nicht entbehren zu können, aber so ehrenvoll, daß ihm gestattet wurde, hinfort die Lehrthätigkeit aufzugeben, ohne irgendwie an seinen Rechten als Mitglied der theologischen Fakultät und des Senats geschmälert zu werden. Sein Entsagungsentschluß war veranlaßt durch die Bemerkung, daß seine alte Vergeßlichkeit der Namen immer ärger wurde, und daß er, wenn auch geistig nicht bedrückt, doch jetzt langsamer arbeitete, so daß die Vorlesungen fast seine ganze Zeit in Anspruch nahmen. Er aber hatte das berechtigte Bedürfniß, für das kirchenhistorische Werk wie auch zum eigenen innerlichen Leben, Zeit zu gewinnen. So hat er nach Abschluß seines 60. Dozentenjahres von dieser Thätigkeit Abschied genommen. Noch einmal (Sommer 1883) las er den ersten Theil der Kirchengeschichte bis zu Karl den Großen mit der für Jena damals schon hohen Zahl von 63 Zuhörern, das Seminar hielt er mit 12 Mitgliedern, auch das Dekanat war ihm noch einmal zugefallen. Am 21. Juli hat er beim Schluß des 120. Semesters die Abschiedsworte an seine letzten Schüler gerichtet:

„Meine Herren! Wir haben in diesem Semester nur Historisches mit einander getrieben, längst Vergangenes, dessen Antlitz still und bleich ist gegen den heftigen Herzschlag der Gegenwart. Aber wie die Kirche sich immer Raths erholen wird bei diesen Jahrhunderten — wie man sie nennen will — ihrer Jugend oder ihres Alters, so gehört auch der Sinn, mit welchem wir die Geister der Vorzeit um uns versammelt haben, der lebendigsten Gegenwart an. Und in dieser Gesinnung der Aufrichtigkeit und Treue, die jedes zu seinem Rechte kommen läßt, Jeden in seiner Weise zu verstehen sucht, in diesem echten Freiheitssinn wollen wir auch in der Wissenschaft immer verbunden bleiben."

„Vordem, wenn wir bis zu Karl dem Großen gekommen waren, dieser hohen Irmensul, da habe ich meine Zuhörer vor den langen Herbstferien etwa derart begrüßt: ‚Diejenigen, die nicht wiederkehren, mögen den vollen Segen von Jena mit sich nehmen; die

aber im Spätherbst wiederkommen, mit denen wollen wir uns vertiefen in die Romantik des Mittelalters und in den Ernst der Reformation.' Nunmehr wird Keiner von Ihnen wiederkehren zu dieser Stelle und dieser Hörsal, durch den manches Jahr hindurch eine hoffnungsreiche, auf Ideale vorgebildete Jugend hindurchgegangen ist, dieser Hörsal wird fortan öde und leer stehen. Genau sind es 60 Jahre, seit ich die akademische Cathedra bestieg, einst in Hoffnung, dann war es die Freude meines Lebens. Ich habe doch das Bewußtsein des Rechts und der Pflicht nunmehr aus diesem Verhältniß auszuscheiden. Viele meiner früheren Schüler, nachdem sie der protestantischen Kirche treu gedient, sind bereits übergegangen in die Ruhe, sei es des Alters, sei es des Todes. Es geht bei solchem Scheiden nicht ohne Wehmuth ab, solch einem Scheiden aus den lieben Gewohnheiten und aus einem hohen Beruf! Aber so lange hat mich Gottes Gnade durch eine wohlwollende Natur lebens- und arbeitsfreudig erhalten, daß ich dankbar heiteren Muthes Ihnen den Abschiedsgruß zurufen kann, der in der Genossenschaft unserer Bergmannssöhne üblich ist: Ein freudiges ‚Glückauf'."

„Meinen lieben letzten Zuhörern und unserm lieben Jena ein gläubiges, herzliches Glückauf!"

An den Bruder Franz schrieb er am 1. Juli: „Ich habe nun meine Entlassung in der Tasche, nämlich als zum Schluß des Semesters. So ist das Menschenleben! Wie viel Arbeit und Freude ist mir's gewesen, um Professor zu werden, und nun, wenn auch nicht dieselbe Arbeit, um wieder aufhören es zu sein... Gestern hatten wir unser Johanneskonzert. Am Schlusse wurde das ‚Nun danket alle Gott!' aufgeführt, das Liszt mir zum 4. Juni komponirt hat; die Einleitung ließ mich kalt und unverstanden, aber wie er zum eigentlichen Kirchenton kam, der erste Vers ganz einfach im vollen Chor gesungen, er dirigirte selbst, hat's mich doch sehr bewegt, und ich nahm es im Stillen als den eigentlichen Festabschluß meines Professorenthums."

Der Schluß des Semesters brachte noch einmal hohe Ehren. Die Stadt Jena verlieh ihrem treuen Bürger das Ehrenbürgerrecht. Die drei Ernestinischen Höfe sandten das Großkreuz ihres Haus-

ordens, mit dem der erbliche Adel verbunden ist, der Großherzog ernannte seinen Theologen zum wirklichen Geheimen Rath mit der Excellenz, welche Ehren denn einem evangelischen Gottesgelehrten bisher noch nicht zu Theil geworden waren.

Um den Greis ward es einsam. Allerlei Wegberufungen nahmen ihm treue Arbeitsgenossen und Freunde. 1875 verschied sein alter Freund und Schwager Dr. Hermann Härtel in Leipzig, dem er einst sein Liebesglück und Italien verdankte. Das Verhältniß zu ihm war nicht das feste, naiv enthusiastische und trauliche geblieben, doch immer achtungsvoll und zuverlässig.

Auch der Bruder Franz ging heim. Er hatte einst als Apothekerlehrling mit zur burschenschaftlichen Zeit in Leipzig gelebt, mit Hilfe des Bruders studierte er dann Medizin, wohnte auch einige Jahre bei ihm in Jena. Dann ließ er sich als Arzt in Oschatz nieder, wo er, vom Bruder Karl ausgestattet, seinen Hausstand gründete und, von den Mitbürgern hoch geehrt, bis zum Lebensende wirkte. Er ist oft und gern in Jena gewesen, neidlos sah er den Bruder zu hohen Ehren kommen, dankbar empfing er von ihm mancherlei Liebesbeweise; noch kurz vor seinem Tode saß er mit ihm in trautem Gespräch im lieben Berggarten, beide damals junge Ehrenbürger ihrer Städte. 83jährig ist er entschlafen.

Im gleichen Jahre traf Hase das schwerste Leid. Die Gefährtin seines Lebens verließ ihn. Sie war seit Jahrzehnten viel kränklich gewesen und hatte jährlich Badereisen zur Erholung unternehmen müssen. Eine schwere Operation hatte sie scheinbar glücklich überstanden. Doch ist sie nicht lange darauf entschlafen. Das Tagebuch vom 20. März 1885 erzählt es in ergreifender Schlichtheit: „Früh gegen acht ist sie von uns geschieden, die Liebste von Allen, und ich habe allein das nicht große irdische Leben noch übrig. Ich hatte mir das anders gedacht. Sie hat den ganzen Winter nicht in die freie Luft gedurft, etwa vor acht Tagen Füße schwächer, Husten schärfer und quälend, dazwischen gute Stunden in all ihrer Freundlichkeit, durch Adele in ihrer ahnungsvollen Angst am Sonntag die treue Helene berufen, meine Winterblumen im

Doppelfenster mußten weggenommen werden, sie erfreute sich noch an einem blauen Blümchen, das ich aus dem Berge mitgebracht. Wir haben zusammengelebt 53 Jahre in reichgesegneter Ehe, und näher besehen die schönen zwei Vorjahre. Wem der gütige Gott und eine freundliche Natur ein solches Kleinod 55 Jahre lang in geistigen und leiblichen Armen gelassen, soll sich zufrieden geben, und ich will es, im liebevollen Andenken mit Dir, meine Line."

Hase war selbst längst zum Abschied bereit und hat jedes zugesetzte Jahr stets nur als eine unerwartete Gnadenzeit dankbar angesehen. So hieß es zum 80. Geburtstag im Tagebuch „... so ist das Eintreten in das achtziger Jahr eine Art Todesurtheil. Da das doch über uns Allen vom ersten Geburtstag her gesprochen ist, und die Exekution mir wahrscheinlich näher liegt als anderen Leuten, so will ich, so lang mir Gottes Gnade durch die Mächte der Natur Leib und Seele frisch erhält wie heut und gern das Geschäft und den Streit des Lebens getrost weiter führen." Und am Neujahrsmorgen 1888: „Ich bin älter geworden als ich vermeinte, da mag denn das Weitere getrost in der Hand eines gnädigen Gottes und einer milden Natur liegen, obwohl ich den 2. und 3. Band der Kirchengeschichte gern noch vollendete; doch ist es schon sehr einsam um mich her geworden, und das Leben fast nur in Briefen besteht, die ich nicht gern schreibe."

Als in Weimar das Goethehaus der öffentlichen Besichtigung zugänglich gemacht wurde, ging Hase hin und in den Zimmern tauchten die Erinnerungen rasch auf an den Tag, als er vor 56 Jahren neben dem Großen auf seinem harten Sopha gesessen.

Das Leben verlief still. Im Hause walteten erst liebe Enkelinnen, dann eine Pfarrtochter mit munterem Sinn und häuslichem Eifer. Der tägliche Spaziergang auf den Berg wollte zu Fuß nicht mehr gehen, so fuhr er nach Tisch hinaus in einer der kleinen Droschken, trat durch die obere Thüre ein: „dann setz ich mich neben eine der Säulen und starre in die junge Blüthenwelt".

An allen häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten nahm er noch regen Theil, vor Allem brannte er aber in Ungeduld, das große kirchengeschichtliche Werk wenigstens in seinem 2. Bande zu vollenden, und doch konnte er sich's nicht bergen, daß das Alter

ihn nur noch langsam schreiben lasse und daß ihm die Gedanken nicht mehr so geschlossen zur Verfügung ständen. Und doch auch kam ihm der Plan, den kaum vollendeten ersten Theil noch einmal drucken zu lassen, nämlich die Lust zu stattlichen Verbesserungen.

Um die Weihnachtszeit 1888 erkrankte Hase an hohem Fieber. Er genas, doch machte sich seitdem ein Verfall der Kräfte bemerkbar. Zumal der Ortssinn war unsicher geworden. Die Nothwendigkeit, die oben gelegene fast 60 Jahre bewohnte Studierstube gegen ein anderes, im ersten Stock des Hauses bequemer gelegenes Zimmer zu vertauschen, mag das gemehrt haben.

Immer wieder nahm der Greis die Arbeit vor, aber der Hand entfiel oft die Feder. Am Fenster sitzend mit dem Blick in den grünen Garten und auf die Berge Jenas las er gern in den „Idealen und Irrthümern", in seine Jugendzeit sich versenkend. Ehedem nirgends lieber als in der Stille seiner Studierstube, blieb er nun, zumal des Abends, gern im traulichen Wohnzimmer, dem Gesang der alten Volkslieder lauschend, bis das Haupt mit dem dichten schneeweißen Haar sich im Schlummer niedersenkte.

Noch hat er im Jahre 1889 nicht selten in seiner gewohnten kurzen Art Briefe geschrieben, den fernen Kindern von den Ereignissen des eigenen und des Jenenser Lebens Kunde zu geben und von neuen Arbeitsplänen zu berichten. Am 18. November: „Nicht eine nennbare Krankheit liegt auf mir, nur etwas Mattigkeit, die es zu nichts Rechtem kommen läßt, bei Tage tänzelt mir, Abends singt und spielt die anmuthige Pfarrerstochter, die wir Dir verdanken. So geht ein Tag nach dem andern." Der letzte Brief stammt vom 26. Dezember; er ist an den erkrankten jüngsten Sohn gerichtet, den er zu besuchen plant, und erzählt von der eigenen stillbescheidenen Weihnachtsfeier.

In den letzten Tagen des Jahres befiel ihn Krankheit, die Nacht zum neuen Jahre war unruhig, am Neujahrstage die Müdigkeit groß. Die auswärtigen Kinder wurden herbeigerufen. Am Nachmittag des 2. Januar sprach er sein letztes Wort. In den Morgenstunden des 3. Januar 1890, unter den Gebeten seiner Kinder, die sein Lager umknieten, ist er sanft entschlafen.

Am Abend des 5. Januar, nach einer Trauerfeier im Hause, die der Sohn abhielt, wurde die Leiche unter dem Fackelgeleite der Theologie Studierenden in die Stadtkirche übergeführt. Am Nachmittag des folgenden Tages erfolgte die öffentliche Feier. Vom Rathhause wehte die Trauerflagge, die gesammte Studentenschaft hatte Trauer angelegt. Auf dem alten Gottesacker wurde der Sarg an der Seite der geliebten Frau ins Grab gesenkt, und alle Fahnen der akademischen Jugend senkten sich beim Segen über der Ruhestätte des großen Theologen, der ein langes, arbeitsvolles und glückerfülltes Leben hindurch nur einen Ruhm gekannt hatte: ein rechter deutscher Professor zu sein.

